Walter Hirschberg

Das Agnesbrünnl

Wiedergabe der Originalausgabe von 1949

Volkskundliches um eine Quelle im Wienerwald

Name und Sage

Der älteste nachweisbare Name für unser Brünnl am Nordabhang des Hermannskogels ist Kogelbrünnl oder mundartlich auch Kobelbrünnl. Im Jahre 1355 wird der Hermannskogel auch noch Hermannschobel genannt. Es wäre also unser Brünnl das Brünnl am Kobel. Es ist ohne Zweifel eine alte Quelle. Ob aber der Name mit der Ortschaft Kogelbrunn zusammenhängt, die einstmals auf dem Hermannskogel gelegen sein soll, das ist eine andre Frage. »Auf diesem Bergrücken« – schreibt A. Schmidl – »stand vor 600 Jahren ein Dorf von 24 Häusern, Kogelbrunn, ›Chogilnprun‹, von dem ein adeliges Geschlecht den Namen führte, welches 1255 in Klosterneuburger Urkunden erscheint. Die Einwohner verließen aber nachmals ihre Hütten und siedelten sich anderwärts an. Es ist noch der Meldezettel eines Waldknechtes vorhanden, die Anzeige enthaltend, daß der Wald auf der Stelle des Dorfes schon herangewachsen und in schlagbarem Zustande sey. Ob es nicht in der Gegend der heutigen Jägerwiese stand und von dem ›Marienbrunnen am Kogel‹ seinen Namen Kogelbrunn erhalten hat?«[1].

Das Dorf dürfte um 1200 von den Babenbergern besiedelt worden sein. Diese schon um 1231 ziemlich große Ortschaft wurde von dem damaligen Eigentümer Herzog Heinrich von Medling dem Stift Klosterneuburg verkauft. Herzog Friedrich zog das Dorf wieder eigenmächtig an sich und nach dessen Tod verkaufte es seine Tochter Gertrude an Heinrich von Liechtenstein. Um die Rückgabe des Dorfes entspann sich dann ein sehr langwieriger Rechtsstreit, der endlich durch König Ottokar 1261 beendet wurde. Die Klosterneuburger erhielten das Dorf zurück. Bis zum Jahr 1417 ist der Bestand der Ortschaft nachweisbar. Nach Neill wurde sie wahrscheinlich von den Ungarn im Jahre 1484 zerstört.

Während Schmidl, Neill und andere die Ortschaft Kogelbrunn auf den Hermannskogel verlegen, erklären andre dies für eine Sage und bringen die aus dem 13. bis 15. Jahrhundert stammenden Urkunden mit der Ortsgemeinde Kollnbrunn nördlich vom Gerichtsbezirk Mistelbach in Niederösterreich in Verbindung (Schilderungen der Ortschaften in Niederösterreich). »Der erste« – heißt es da – »bei dem diese Mißdeutung begegnet, ist Fischer, der Monograph zu Klosterneuburg. Der Jüngste, der ihm nachspricht, ist Neill, der ein häufig begegnendes Chogelprunn unter den verschollenen Ortschaften von Niederösterreich sucht und fast die gesamte Literatur und die Quellen darüber zusammengetragen hat[2]. – Es ist gewiß nicht unsre Aufgabe, hier in den Streit der Historiker einzugreifen, da es für uns kaum von Bedeutung ist, ob Kogelbrunn auf dem Hermannskogel gelegen war oder nicht. Meines Wissens wird in den Sagen vom Hermannskogel von einer verschollenen Ortschaft Kogelbrunn nichts erwähnt. Dagegen aber von einem Nonnenkloster, das auf dem Hermannskogel stand.

Dieses wurde der Sage nach von einem Ritter Hermann erbaut. »In diesem Kloster war auch eine arge Nonne,« – so erzählt uns Lothar Schremmer in der Döblinger Heimatkunde, wobei er auch die Ballade von Joseph Freih. v. Hammer-Purgstall zitiert – »die geheime Wünsche trug und die Freuden der Welt genießen wollte. Zur Nachtzeit, wenn die Mitschwestern bereits in ihren Zellen schliefen, fing das schlimme Nönnlein an, allerhand Spuk zu treiben. Es bekränzte sich mit Krötenkraut und Rosmarin, setzte sich auf einen Besenstiel und ritt vergnügt durch

die Lüfte auf den Blocksberg zu fröhlichem Hexensabbath und unterhielt sich mit dem Satan in losester Weise. Schließlich verschrieb es sich ganz dem Teufel. Doch hatte die Nonne vom Teufel die Zusage erhalten, daß er sie nicht zerreißen oder holen werde, so lange sie ihr Wesen treibe und innerhalb des Klosters bleibe«. So genoß sie in Falschheit und Sünde verbotene Freuden.

»Doch die Strafe sollte nicht ausbleiben. Als die Nonne eines Tages allein im Klostergarten stand, trat ein schmucker Jägerbursche, der ein goldenes Hifthorn trug, auf sie zu und lud sie ein, mit ihm in das nahe Gehölz zu gehen, so unter einem Baum ein großer Schatz liege, den sie zusammen heben könnten[3].

Auf! folg mir liebe Pförtnerinn,
Zu jener hohen Buche hin,
Wo meine Hunde graben;
Dort liegt ein Schatz von hohem Werth,
Das was der Himmel mir beschert,
Sollst du zur Hälfte haben.

Die schlimme Nonne ließ sich von dem schmucken Jäger betören und folgte ihm zur Buche. Dort gruben schon die schwarzen Hunde. Zu spät erkannte sie die List des Teufels. Dieser packte die Gottvergessene, zerriß ihren Leib und fuhr mit ihrer Seele zur Hölle.

Dies alles ist kein leerer Traum,
Es stehet noch der Buchenbaum,
Am Kobel bey dem Bründlein;
Das Kloster ist durch Saus und Braus
Schon längst zerstäubt in Schutt und Graus,
Das weiß ein jedes Kindlein.

Als altes Weib gekrümmt und stumm,
Geht heut die Pförtnerinn noch um,
Wenn Hund und Jäger schlafet,
Und wird für ihre Hexerey
Manier gar hart bestrafet.

Oft hört man sie beym Nachtgeläut,
Wenn Uhu, Katz und Nachteul schreyt,
Im Sturme niederfahren;
Oft sieht man sie beym Mondenschein
Im Kirchhof auf dem Leichenstein
Umringt von Teufel Schaaren.

Auch ist, wie jedermann bekannt,
Der Weg dorthin fast ganz verbannt,
Mit Zaun und Dornenhecken;
Wer spöttelnd zu dem Bründlein geht
Wird oft in einen Sumpf gedreht
Drin bleibt der Schuh wohl stecken.

Deswegen blüht der Hexe Ruhm
Auch ist ihr Bründlein um und um
Gemerkt mit Hexenzeichen.
Viel Nahmen werden dort geschaut,
Mit Axt und Messer eingehaut
In Buche und in Eichen.

Es ist dort wild und fürchterlich,
Und mancher Waghals trautet sich
Oft keinen Schritt mehr weiter.
Doch wär es euch zu schauerlich,
Ihr Fraun und Mädchen nehmet mich
Zum Führer und Begleiter.

Diese Ballade von Hammer-Purgstall erschien in Sartori's Mahlerischem Taschenbuch vom Jahre 1813. Damals also war es beim Brünnl schon nicht mehr recht geheuer und unschwer erkennen wir in der Hexe eine Nymphe oder Quellenjungfrau, die bei der Quelle wohnte. Manche leiten nun von sagenhaften Jungfrauen (Nonnen) am Hermannskogel den Namen des Brünnls her, das im Volksmund auch Jungfernbrünnl genannt wurde. Begeistert sang Hammer-Purgstall (1774–1856):

Wie dank ich dir, du heil'ger Buchenhain
Am Jungfernbrunn! die süßen Weihestunden;
Den Schatz von Hochgenuß, von höherm Seyn
Und von Erkenntnis, die ich dort gefunden.

Nicht minder begeistert schwärmte gleichfalls in Sartori's Mahlerischem Taschenbuch[4] eine Freiin Justine von Krufft. Es war dies in einem »Traum«, den die Freiin allen Freunden Weidlings gewidmet hatte. Dieser Traum sieht schließlich in Buche und Quelle ein von einer neiderfüllten Fee verzaubertes Liebespaar. »Und was dir als Baum und Quelle erscheint, war vorhin als Jüngling und Mädchen vereint von heißer Empfindung erfüllet.«

So spukte es am Hermannskogel und im besonderen beim Brünnl. Eine andre schauerliche Rittersgeschichte erzählt gar von einer Burg auf dem Hermannskogel, wo der Ritter vom Kogel mit seiner gutmütigen Tochter Agnes hauste. Ihre Liebe zu einem Köhlerburschen nahm ein trauriges Ende. Der grausame Ritter von Kogel hieb den Burschen mit dem Schwerte nieder und stach dann später seiner Tochter unter gräßlichen Flüchen eine glühende Nadel ins Herz.

Wahrscheinlich aber bekam unser Jungfernbrünnl, das auch Marienbrünnl hieß, seinen Namen von einem Muttergottesbild, das man in dem Stamm einer bei der Quelle stehenden Buche zu erkennen glaubte, beziehungsweise von einem Marienbild, mit dem die Buche später geschmückt wurde. Dieses Bild wurde im Jahr 1805 von einem armen Weib aus Klosterneuburg namens Theresia Schreckin gespendet und erhielt später an seinem Bestimmungsort im Jahr 1813 einen Baldachin.

Es hieß von nun ab der »Jungfraubrunnen am Kobel«. Diesen Namen behielt das Brünnl bis zu seiner Vernichtung im Jahre 1817 bei. Aber auch in der Folgezeit behauptete sich der Name weiter mehr oder weniger bis in die Gegenwart.

1835 spricht der alte Schmidl noch vom Jungfern- oder Marienbrünnl auf der Jägerwiese. Ein andrer Name scheint ihm nicht bekannt gewesen zu sein. Er hätte ihn sicher genannt. Schmidl erwähnt auch nichts von einer Agnes-Sage an diesem Ort, obgleich er die Schatzsage von dem Jägerkreuz auf der Jägerwiese berichtet. Sie handelt von einem Jägerburschen, der 15 Jahre lang unter einem Baum geschlafen hatte und dann beim Erwachen seine Taschen voll Gold und Edelsteine fand. Um so bemerkenswerter ist es daher, wenn der alte Schmidl uns aus Höflein an der Donau die gleiche Agnes-Sage erzählt, wie sie auch von Vernaleken, O. Pfeiffer u. a. für das Agnesbrünnl am Hermannskogel wiedergegeben wird. Und zwar schreibt Schmidl: »Gleich unter den letzten Häusern des Dorfes kommt man an einer kleinen waldigen Schlucht vorüber, das Paßthal genannt, welches die Grenze gegen das Viertel ob dem Wiener Walde bildet. Hier entspringt bei einem Kreuze eine gute Quelle, der Jungbrunnen. Es ist eine der wenigen Stätten im Erzherzogthume, von denen sich eine Volkssage erhalten hat, die aber in der albernen Form einer Spießischen Rittergeschichte der österreichischen Gemüthlichkeit durchaus nicht ähnlich sieht. Zur Belustigung der Leser mag sie hier ein Plätzchen finden.« Und nun beginnt Schmidl: »Bei dieser Quelle, stand einst eine schöne Buche, in deren Schatten ein Ritter Ruhe suchte«. Es folgt die gleiche Sage, die wir später noch kennen lernen werden.[5]

Jedenfalls wird dieser Jungbrunnen auch schon bei Gaheis in den »Wanderungen und Spazierfahrten« im Jahre 1798 erwähnt. »Es murmelt aus dem Gesträuche eine frische Quelle hervor, und zur Seite ist eine steinerne Kreuzsäule errichtet«.[6] Die Quelle der Agnes-Sage aber, worauf sich Schmidl bezieht, sind die »Sagen der österreichischen Vorzeit« von Johann Schwaldopler, die in Wien in der Hohenleitterischen Kunst- und Buchhandlung im Jahre 1799 erschienen sind. Die Sage erscheint unter dem Titel: »Die Nymphe des Jungbrunnens« und trägt den Untertitel: »Eine Sage aus den Zeiten der türkischen Belagerung Wiens«. Die Sage beginnt mit den Worten: »Zwischen Klosterneuburgs reizenden Wäldern liegt in einer sehr angenehmen Gegend eine Quelle unter einer prächtigen Buche, der Jungbrunnen allgemein von den Bewohnern der Gegend benannt. – Hier, erzählt der Landmann, seyen manche geheimnisvolle Schätze verwahret, und wirklich scheint Geistergelispel das zaubernde Dunkel dieses Ortes zu erheben; und sanfteres Fächeln der Lüfte machen diesen Ort zu einem angenehmen Ruheplatz an schwülen Sommertagen ... An der einen Seite bekränzen die Quelle schöne Wälder, auf der andern die Aussicht auf das lachende Thal, worinn Klosterneuburg ruhig, und friedlich, einen äußerst freundlichen Anblick darbietet. Majestätisch wälzt sich die Donau in tausend verschiedenen Krümmungen, bildet und formet unendlich viele Inseln in den mahlerischen Gruppen und vereinigt endlich alle ihre Arme bei der großen Taborbrücke«. Mit diesen zeitgemäßen Worten umschreibt Schwaldopler die Gegend, in der die Sage spielt.[7]

Vermutlich hat Theodor Vernaleken, sicher aber Otto Furtenbach (Otto Pfeiffer), diese Sagenquelle gekannt und benützt. Auf Otto Paul Furtenbach kommen wir später noch zurück. Zunächst aber sei des Mythologen Theodor Vernaleken gedacht, der in seinen »Mythen und Bräuchen« (1859) die Agnes-Sage zum Kernpunkt seiner mythischen Deutungen macht. Schon allein der Umstand, daß Vernaleken seine Sage in der Sieveringer Gegend spielen läßt, bringt einige Änderungen mit sich, einige neue Motive drängen sich heran, andre wiederum verschwinden. Alles in allem erweckt die bei Schwaldopler gegebene Fassung einen älteren Eindruck. Wir geben nun im folgenden die Sage wieder, wie sie uns Vernaleken[8] erzählt, nicht aber ohne auf die wesentlichen Abweichungen von der Höfleiner Fassung (Schwaldopler) im einzelnen hinzuweisen.

»Da wo heute Sievering liegt, lebte einst eine Fee namens Agnes. Im Winter hielt sie sich in einem Palaste auf, dessen Eingang bei der steinernen Wand (außerhalb Sievering, am Fuße des »Himmels«) gewesen sein soll. Im Sommer schlief sie aber oft unter freiem Himmel oder hielt sich in hohlen Bäumen auf. Einst kam der König von Schweden in diese Gegend, um einer großen Jagd beizuwohnen. Indem er ein Reh verfolgte, verirrte er sich bis auf die hoch liegende Jägerwiese. Der Gang hatte ihn ermüdet, im Wald zog er seinen Harnisch aus und hängte ihn an einen Baum; dann legte er sich auf das Gras nieder, um die Nacht hier zuzubringen. Kaum war er eingeschlafen, so hörte er seinen Namen rufen: »Karl, schläfst du?« Erstaunt bemerkte er an seiner Seite eine wunderliche Frau, und nicht weit davon hörte er eine Quelle hervorsprudeln. Agnes blieb bei dem Jäger und zeigte ihm dann bei Tagesanbruch den Weg zu seinen Gefährten. Seit der Zeit ist der König von Schweden nie mehr in jener Gegend gesehen worden; manchmal aber hört man einen Lärm in den Gebirgen, ein Rollen und Rasseln, und dann sagen die Leute, Karl fahre mit seinen geflügelten Rossen. Die Quelle aber, an der beide saßen, heißt seit jener Zeit das »Agnesbrünnl«.

In der »Höfleiner Fassung« dagegen wird die Liebesgeschichte der Nymphe zu einem viel späteren Zeitpunkt erzählt, erst nachdem Karl, der Köhlerjunge, glücklich aus dem Türkenkrieg zurückgekehrt ist und mit Agnes Hochzeit feiert. Auch ist von keinem König von Schweden die Rede, sondern etwa zwanzig Jahre vor dem Türkenkrieg verliebte sich die Nymphe in einen vorbeiziehenden Ritter, der hier bei der Buche und Quelle Einsiedler werden wollte, nachdem seine Eltern von ihren Feinden meuchlings umgebracht worden waren und seine Geliebte, der er alles aufgeopfert hatte, ihn verräterisch verlassen habe. Otto hieß der fremde Ritter. Gelegentlich eines fürchterlichen Gewitters drohte ein Blitz die Buche zu treffen. Schützend, damit der Nymphe kein Leid geschehe, denn ihr Leben hing mit der Buche zusammen, stellte sich der Ritter in seiner Rüstung vor den Baum. Die Rüstung zog den Blitz an und der Blitzstrahl zerschmetterte den Ritter. So rettete der Edle das Leben der Nymphe, indem er großmütig dafür sein eigenes opferte. Die Frucht der Verbindung der beiden war Agnes, während die Nymphe keinen Namen besitzt.

Sehen wir zu, was Vernaleken weiter erzählt!

»Einige Zeit nach dieser Begebenheit gebar die Fee ein Mädchen; sie wußte aber nicht, wo sie das Kind unterbringen sollte. Da fiel ihr ein, daß in der Nähe ein Köhler wohne, der täglich aus einem Brunnen im Wald das Wasser hole. Sie legte deshalb das Kind in einen Korb und wickelte in ein Papier 20 Goldstücke. Darauf schrieb sie: das Kind heißt Agnes, nehmt es an und zieht es auf, und alle 14 Tage sollt ihr an dieser Stelle das nötige Geld finden. Als der Köhler das Kind so allein da liegen sah, erbarmte er sich und trug das Kind nach Hause. Die Köhlerin wollte anfangs nicht einwilligen, als sie aber den Zettel las und das Gold darin fand, freute sie sich über das Begebnis. Die Köhlersleute hatten einen Knaben, der Karl hieß, und beide wuchsen nebeneinander auf, und mit den Jahren wuchs auch ihre Liebe zueinander«.

Ziemlich abweichend davon ist die »Höfleiner Fassung«. In einigen Abweichungen, die Vernaleken zu der Agnes-Sage bringt, klingen einige verwandte Motive an. Der »Höfleiner-Fassung« zufolge wohnte in der Gegend ein Kohlenbrenner mit seinem Weib Marthe. Auf der Suche nach geeigneten Bäumen sah er auch die Buche. (Nach Vernaleken war es eine Eiche!) Doch war der Köhler so sehr von der Schönheit der Buche ergriffen, daß er diese schonte und an ihrer Stelle andere Bäume fällte. Während des Mittagsschläfchens erschien ihm die Nymphe im Traum. Ihr Kleid war aus silbernen Blättern und einen schönen Zweig davon hielt sie in der Hand. Sie dankte dem Köhler, daß er ihr Leben geschont hatte, denn das Leben dieses Stammes war mit dem ihrigen innig verknüpft. In Anschluß an den Traum findet der Köhler

auf dem Heimweg das weggelegte Kind der Nymphe. Die ganze Habe des Findlings bestand aus einem goldenen Kränzchen aus Buchenblättern, das das Kindchen an einem grünen Bande am Halse trug. Der Köhler und sein Weib behalten das Mädchen und ziehen es zusammen mit ihrem Sohn Karl auf.

Und wieder Vernaleken!

»Die Fee sah dieses Verhältnis gern und wollte den künftigen Gemahl ihrer Tochter zu hohen Ehren bringen. Sie befahl ihm daher auf die Jägerwiese zu gehen; dort werde er einen Harnisch finden, den der Schwedenkönig an einen Baum gehängt habe. Den Harnisch solle er umlegen und so gerüstet in das Lager der Türken ziehen; er solle deren Vorposten niederhauen und ihren Obersten zum Zweikampfe auffordern. Er solle auch trachten, den Helm des Türkenführers zu bekommen, da in demselben dessen schriftliche Befehle und Nachrichten aufbewahrt seien.«

Auch in der »Höfleiner Fassung« weilt die Nymphe ständig als Schutzgeist in der Nähe ihrer Freunde. Karl und Agnes wachsen heran. Karl ist ein wilder Jägersmann, der keine Gefahren scheut, Agnes ist dagegen milde und gütig und von überirdischem Wesen. Die Nymphe schützt Karl vor allen Gefahren auf der Jagd und rettet ihn auch vor den Angriffen eines wilden Ebers. Während die Eltern noch in ängstlicher Sorge auf die Rückkehr ihres Sohnes warten, wußte Agnes schon, daß ihn die Nymphe aus der Not gerettet hatte. Sie sagte es Agnes im Traum. Immer mehr erscheint dem ungestümen Karl das Mädchen als ein himmlisches Wesen. Einmal nimmt der Vater beide mit nach Wien. Doch Agnes ekelt das Gehaben der Leute und sie flieht mit Karl in die Einsamkeit des Waldes zurück. Und sie bleiben dort bis die Gefahr des Türkenkrieges naht. Da befiehlt ihnen aber die Nymphe in einem Traum zu bleiben und auch den Eltern gibt sie auf gleiche Weise den gleichen Befehl. Da nun die Nymphe ihre Zauberkünste spielen läßt, gelingt es keinem Türken, die Bleibe der Köhlersleute zu finden. Unterdessen wird Wien von den Türken belagert. Da erhält eines Tages Karl im Traum den bekannten Befehl der Nymphe. Er findet, wie versprochen, Rüstung, Panzer, Schwert, Schild, und Lanze und einen feurigen Rappen an der bezeichneten Stelle.

Vernaleken schreibt weiter:

»Karl nahm Abschied von Agnes und begab sich in das Türkenlager. Alsdann eilte er mit guten Nachrichten nach Wien und der Kaiser verlieh ihm eine hohe Stelle im österreichischen Heere. Unterdessen hatte die Fee ihrer Tochter einen Palast bei Sievering eingeräumt. Karl aber hatte in Wien eine andere Bekanntschaft gemacht (»mit einer Hofdame«), und als er einst in den Wald kam um die Seinigen zu besuchen, leugnete er es. Da öffnete sich die Erde, und mit furchtbarem Getöse sank der Palast in den Abgrund. Agnes und Karl aber sind verwunschen, herumzuwandeln bis zum Jüngsten Tage, und zwar er in Schuld, sie in Unschuld. Täglich erscheint auf der Jägerwiese ein geharnischter, schwarzer Mann, um 12 Uhr mittags und 12 Uhr nachts steigt er aus einem Baume heraus. Andere haben ihn in anderer Gestalt gesehen.»

Etwas anderes erzählt dagegen die »Höfleiner Fassung«. Infolge der Erbeutung der Befehle durch Karl wartet der Großvezier vergeblich auf den Befehl zum Sturm auf Wien. Und als er sich endlich dazu entschließt, ist es zu spät. Das Entsatzheer ist nahe. Karl trägt Sobieski, dem Polenkönig, seine Dienste an und wird von diesem für seine Heldentaten zum Ritter geschlagen. Karl kehrt siegreich nach Hause zurück in die Arme seiner glücklichen Braut. Diese

nimmt zum Empfang des Siegers ihr goldenes Kränzchen aus Buchenblättern vom Halse, um es dem geliebten Karl zu geben. Mit diesem Kränzchen aber verband die Nymphe die Gabe, daß es ein Ruf nach ihr sein sollte, wenn es vom Halse genommen wurde. Und nun erscheint die Nymphe den beiden in überirdischem Licht und heißt sie, ihr zur Buche zu folgen. Dort bei der Quelle erzählte die Nymphe dem jungen Paar die Geschichte ihres Lebens. (Wir kennen sie schon). An Stelle der alten Köhlerhütte aber steht nun ein herrlicher Palast bereit, das junge Hochzeitspaar in seinen Räumen aufzunehmen. Nachdem nun Karl die Schriften dem Kaiser überbracht hat und zum Dank dafür eine hohe Stelle bei Hof erhielt, verbringt er nun abwechselnd sein Leben bei Agnes und in Wien. Der Ehe entsprießen zwei Kinder. Doch Karl ist den Verführungskünsten der koketten Hofdamen nicht gewachsen. Er bricht Agnes die Treue. Ein Gewitter ballt sich zusammen und ein Blitz zerschmettert die Buche an der Quelle. Wohl setzen die alten Köhlersleute, dem Befehl der Nymphe eingedenk, eine neue Buche an ihre Stelle, aber die Nymphe ist tot. Und mit ihr ist auch das Glück dahin. Die beiden Alten kränkeln und sterben und auch Agnes welkt rasch dahin. Bei ihrem Tod versinkt auch spurlos das Schloß in die Erde und Karl beschließt in Reue als Einsiedler sein Leben.

Neben dieser Sage erzählt uns Vernaleken noch eine Reihe anderer Sagen, auf die wir aber hier nicht näher einzugehen brauchen. Jedenfalls hat die Agnes-Sage alle anderen Sagen im Laufe der Zeit tief in den Schatten gestellt, wobei die uns in den »Sagen entgegentretende Agnes eine Gestalt romantisch verklärter literarischer Prägung ist, in der volkstümliche und unvolkstümliche Motive eine sonderbare Vermischung eingingen« (Gorski, S. 336). Es hat wohl den Anschein, daß Vernaleken die Sagen an Ort und Stelle von den alten Frauen erzählt bekam und diese niederschrieb, wie er sie hörte. Vielleicht wanderte kurz vorher auch die »Höfleiner Fassung« nach Sievering ein und erhielt dann dort ihre besondere Färbung. Jedenfalls aber diente sie einem gewissen Otto Paul Furtenbach (Otto Pfeiffer) und dem findigen Gastwirt Michael Nebehay, von dem wir später noch hören werden, als Vorbild für jene billigen Sagenheftchen, von denen die erste Auflage im Verlag der Herausgeber Otto Pfeiffer und Michael Nebehay in Wien im Jahre 1875 und die letzte Auflage im Jahre 1887 erschienen.[9] Sie fanden einen guten Absatz bei den alten Frauen und wurden sicher viel gelesen. Die erste Auflage trug den Titel: Otto Paul Furtenbach, Die Waldnymphe oder »Das Jungfernbründl«. Sage einem alten Volksbuche nacherzählt. Im Verlag der Herausgeber Otto Pfeiffer und Michael Nebehay. Druck von Fr. Kaiser, Wien 1875. Die beiden nächsten mir erreichbaren Auflagen (1877, 1880) heißen: Das »Jungfernbründl« im Sieveringer Walde. Die letzte Auflage aber nennt sich: Der »Jungendbrunnen« im Sieveringer Walde. Wien 1887.

Welche Absicht die beiden Herausgeber mit dieser Namensänderung verbunden haben, weiß ich nicht. Inhaltlich hält sich diese Auflage genau an die vorhergehenden Auflagen, nur daß eben an Stelle des Jungfernbründl der »Jungendbrunnen« steht. Zwischen Siegenfeld und Baden liegt ein Brünnl, das gleichfalls diesen Namen trägt.[10] Einer Tafel zufolge soll an dieser Stelle ein schwedischer Oberst namens Jungend im Dreißigjährigen Krieg gefallen sein. Es handelt sich hierbei sichtlich um eine Sage. Jedenfalls mag der neue Name bei den alten Frauen manches Kopfzerbrechen verursacht haben. Eingebürgert hat er sich trotzdem nicht. Es blieb beim Jungfernbrünnl und in letzter Zeit beim Agnesbrünnl, nachdem Agnes den Sieg über alle anderen Sagengestalten davongetragen hatte. Schließlich sei noch auf die gelegentlich auftauchenden Namen Hermanns-, Glücks- und Lotteriebrünnl hingewiesen, Namen, die aber alle keine weitere Bedeutung erlangten.

Mythos

Es hat nicht an Versuchen gefehlt, die Agnes-Sage mythologisch auszudeuten und die Gestalt der Agnes als die Göttin Freya oder als Frau Holle oder als Quelljungfrau germanischer Prägung anzusprechen, als die herrlich weiße Frau im Berge, als die das Schicksal spinnende Norne am Quell, als die Gütige und bis in den Tod Getreue, als die Waldfrau, die in verschiedenster Gestalt den Menschen begegnet zum Heil und Unheil. Und der Kohlenbrenner Karl erscheint dagegen als der wilde Schimmelreiter nach germanischer Art. So bei Vernaleken, bei Weinhold und Guido von List und so bei vielen andern, die das nachgesprochen haben. Ohne Zweifel vermengte die »romantisch bewegte Erfindungsgabe schwärmerischer Gemüter« mit dem mythischen Kern eine Reihe historischer Gestalten, so die Gemahlin Leopold des Dritten von Babenberg (1095–1136), die Markgräfin Agnes, mit der Nymphe des Baumes. Unter dem Schwedenkönig dürfte wohl Gustav Adolf (1594–1632) gemeint sein, wobei wir uns auch des schwedischen Oberst Jungend erinnern wollen. In Zusammenhang mit den Türkenkriegen (1683–1699) erscheint die Gestalt des Polenkönigs Johann Sobieski, der am 12. September 1683 in der entscheidenden Schlacht am Kahlenberge den Oberbefehl führte. Zu der Zeit aber, da unser Brünnl in den Blickpunkt geschichtlicher Betrachtungen rückt, erst also eigentlich seit Beginn des 19. Jahrhunderts, mögen bereits literarische Schöpfungen, wie z. B. das Sagenbüchlein der österreichischen Vorzeit (1799), von maßgebendem Einfluß auf die weitere Sagenbildung des Volkes gewesen sein. Dieser Vorgang ist auch heute noch nicht zum Stillstand gekommen. Immer noch haben Frauen wunderbare Begegnungen im Walde, die den Stoff zu weiteren Erzählungen geben. Und sie alle tragen den Ton wahrer Begebenheiten.

Viel Widerspruch hat der phantastische Versuch Guido v. List's[11] hervorgerufen, den Hermannskogel als germanischen Götterberg zu deuten. Der Hermannskogel wäre ein germanischer »Wacht- oder Hütelberg« gewesen, der einem Sohn Wotans namens Hermann, Irmin, Iring oder Heimdall geweiht war. Das Jungfrauenbrünnl am Hermannskogel aber war eine germanische Heilstätte, an deren Quell geheimnisvoll die »Heilrätin« die Runenstäbe warf, um die »Lose des Schicksals« zu erkunden. Zur Zeit der Christianisierung hätten sich jedoch die treuesten Wotansanhäger in diese versteckten Waldwinkel zurückgezogen, um weiter den Göttern ihre Opfer darzubringen. Das alles und noch mehr stellt uns Guido von List in blumenreicher Sprache vor. Karl jagt als Schimmelreiter durch die Lüfte, während Agnes an den Schicksalsfäden spinnt. Auf phantasiebegabte und schwärmerische Gemüter ist eine solche Darstellung gewiß nicht ohne Eindruck.

Längst ist auch die Auffassung erschüttert, wonach Sievering seinen Namen von dem hl. Severinus, Apostel der Noriker von 454–482, erhalten hätte. Der Sendbote hätte sich die beiden Orte Sievering und Heiligenstadt ausgewählt, weil gerade an dem letzteren Ort sich ein altes germanisches Weihtum befand, »dessen Wotan geheiligte Quelle er verschüttete, so daß noch heute unter der Kirche ein »Bergwasser fließe, dessen Quelle und Abfluß man nicht kennt«.[12]

Unterdessen wurde der im 12. Jahrhundert entstandene Geschichtsirrtum aufgeklärt, auch hat man erkannt, daß Sievering mit dem im Jahre 482 in Fabianae (Mautern) verstorbenen hl. Severinus nichts zu tun hat. Die alten Namensformen für Sievering lauten: 1114 Sufrigen, 1156 Siuringen und Siphringin, ferner Suuerigan, Suueringen, Suveringen, 1160 Suneringin, Sueringnen, Siveringen, um 1280 Sufring, Suefring, 1330 Suferingen, 1340 Sufringen, 1371 Suffring, 1396 Sifring, 1606 Sephringen, 1665 Siffring; ferner Suveringan, Suvaringin, Sufringe, Sufering, Suefringen, Sifering, Suverin, Severinge.[13] Nach Ambros Legler lebt in Sievering

der Personenname Siegehard (Siegehardus seu Syrus [Sirus, Siurus]: Siuring) weiter, ein gewisser Siegehard, der der Gründer oder Besitzer des Ortes gewesen wäre.

Auch scheint erst seit dem Wiederaufbau der durch den zweiten Türkeneinfall 1683 niedergebrannten Kirche eine Vertauschung des alten St. Andreas-Patroziniums mit dem des hl. Severin stattgefunden zu haben, »während geschichtlich aus einer Urkunde feststeht, daß noch 1431 ein gewisser Andreas, des Amtmanns Sohn zu Niedersievering eine Messe stiftete zu Sievering in der Kirche St. Andreas auf St. Severini Altar, daher Mitte des 15. Jahrhunderts noch keine Rede von einer Severinuskirche war«.[14]

Zwar wurde in der nächsten Nähe der Kirche an der Berglehne ein römischer Mithrasaltar ausgegraben und auch sonstige Funde sprechen für eine Besiedlung des Ortes zur Römerzeit, aber Beweise dafür, daß auf der Jägerwiese etwa eine germanische Opferstätte bestanden hätte, diese besitzen wir nicht. Nur die auffallend vielen Sagen, die sich an den Hermannskogel knüpfen und das Treiben bei dem Brünnl geben der Vermutung Raum, daß es auch schon in älterer Zeit um diese Plätze eine besondere Bewandtnis gehabt haben könnte.

Das Nebeneinander von Quelle und Baum ist ein altes, in die germanische Zeit reichendes mythisches Motiv. Friderike Gorski hat hierfür ein sehr schönes Material aus ganz Niederösterreich zusammengetragen.[15] Wer jemals die alten Weiblein von ihrem Brünnl sprechen hörte in einer heimlichen Stunde, da ihnen das Herz aufging und der Mund zu reden begann, der sah, daß diesen einfachen und schlichten Frauen, die gewiß keine Ahnung von Wissenschaft besaßen, die Beseelung der Bäumchen und Bäume eine Selbstverständlichkeit war und sie unbekümmert und unbeschwert von aller grauen Theorie das Leben im Walde auf ihre Weise erfühlten. Ich sehe noch eine alte Frau im Geiste vor mir, als sie mir mit stockender Stimme von ihren Christbäumchen im Walde erzählte und dabei ihre alte welke Hand liebevoll über die Nadeln eines Bäumchens strich ... »Die Ausdrucksformen für das Gefühl der gottbeseelten Heiligkeit des Waldes und Baumes« – schreibt Gorski – »sind in unserer Zeit die Waldandachten und der Bildbaum, Kultformen, die uralt und ewig jung sind; denn wir werden wohl annehmen dürfen, daß die Baumverehrung, die für die anderen germanischen Stämme bezeugt ist, in alter Zeit auch auf niederösterreichischem Boden heimisch war. Wenn es aber andererseits eine Art von Naturverehrung gibt, die heute noch voll und ganz im Volke lebendig ist, dann ist es diese. Gibt es in unserem Gebiet doch kaum einen Wald, in dem nicht einige Heiligenbilder an Bäumen befestigt sind, kaum einen ansehnlichen Baum an einer Wegkreuzung, an dem nicht ein Kreuz oder Marienbild hängt. Nicht minder häufig sind die Waldandachten. Abseits von dem Getriebe des Alltages, an stillen, abgelegenen Orten im Walde findet man solche Gruppen von Bäumen, die mit Heiligenbildern und Kreuzen behangen und mit Blumen geschmückt sind; es sind beliebte volkstümliche Andachtsstätten«.[16]

Mitunter aber werden auch Heiligenbilder an den Bäumen befestigt, um dadurch die bösen Geister des Ortes zu bannen. Unheimlich aber mag vielen unser Brünnl schon in alten Zeiten vorgekommen sein.

Nicht allein der Baum gebot zur Einkehr, auch die Quelle rief den Wunderglauben in den Leuten wach. Fast könnte man sagen, daß das Schwergewicht der Agnes-Sage ursprünglich auf der Buche lag und dann erst in später Zeit auf die Quelle verlagert wurde. Nach der Vernichtung der Buche (1817) blieb nur mehr die Quelle übrig – wenn auch anfangs verschüttet – und aus der Baumnymphe wird unversehens eine Quellnymphe und nur wenig ist dann mehr von dem Baum zu hören. Desto mehr dafür von der Quelle.

Die Wurzeln, die Gorski für die Entstehung des Quellenkultes bloßlegte, finden wir auch beim Jungfern- oder Agnesbrünnl. Es ist dies zunächst einmal die Scheu vor der ungetrübten

Reinheit des Wassers und das verständliche Bestreben, dieses rein zu erhalten, ferner die dankbare Verehrung stärkender und Gesundheit vermittelnder Brunnen und schließlich die damit verbundene Vorstellung von dem Wirken übermenschlicher Wesen an der Quelle. Selbst die Auffasung des Brunnens als Eingang in die Unterwelt ist in einzelnen Sagenmotiven angedeutet. All diese Motive sind volkstümlicher Natur und alt und finden ihren Anschluß im Mythos. Sie geben aber gleichzeitig auch die willige Bereitschaft zu jener Wundergläubigkeit, von der aus sich allmählich die Wandlung zum Kirchlichen hin vollzieht.

Ein solcher natürlicher Weg blieb aber unserem Brünnl aus bestimmten Gründen verwehrt. Nahezu im letzten Augenblick, da sich diese Wandlung vollziehen sollte, ergriff eine wilde und zum Teil auch orgiastische Dämonie den Wunderort und erfüllte ihn mit einem nicht mehr auszutilgenden Aberglauben. Um Haaresbreite wäre unser Brünnl ein Gnadenort geworden. Aber es kam nicht mehr dazu. Wohl versuchte die Kirche die Verehrung von dem Baum, bzw. von der Quelle, abzuziehen und auf das Bild allein zu lenken. Man brachte das Bild in die Kirche nach Weidling. Aber es nützte nichts. Ein neues Bild wurde an der Buche befestigt und neue Prozessionen zogen zu dem Brünnl auf der Jägerwiese. Ungeheuer wurde der Tumult. Es blieb nichts anderes mehr übrig, als den Quellort auszutilgen, wollte man nicht einem zügellosen Aberglauben Vorschub leisten.

Die Geschichte des Brünnls bis 1817

Es ist gewiß: ohne Grund kam das Brünnl nicht in den Ruf wunderbarer Begebenheiten. Sowohl die alten Bilder als auch die alten Beschreibungen zeigen neben der Quelle »eine wunderschöne, uralte Buche ... deren Stamm in den Windungen des Holzes die Gestalt eines Marienbildes zeigt«[17]. Dies war der Anfang des Wunders. Dazu kam, daß am Fuße des Stammes eine köstliche Quelle entsprang: das Kogel- oder Kobelbrünnl. Und vielleicht wirkte auch noch eine dunkle Erinnerung aus älterer Zeit.

Vernaleken erzählt: »Auf der Jägerwiese, behaupten die Leute, könne man die Geister durch Gebete und gewisse Sprüche bannen; namentlich sollen dies die Jesuiten können, und sie sollen auch zweimal mit dem Kaiser Josef dort gewesen sein und ihre Kunst ausgeübt haben. Kaiser Josef hat sie auch ein drittesmal beschwören lassen, aber sie waren ihm schon das zweitemal feurig erschienen, und diesmal haben sie ihn gewarnt, er solle sie ja nicht mehr rufen lassen, sonst werde er noch seinen Tod da finden«[18]. Es ist wohl ein boshafter Witz der Sage, daß ausgerechnet ein Josef II. die Jesuiten zu Hilfe rufen mußte, um sich der Geister auf der Jägerwiese zu erwehren. Aber was wurde nicht alles in späterer Zeit mit dem Volkskaiser in Verbindung gebracht! Wir halten eine romantisch-historische Erzählung mit dem Titel: »Kaiser Josef und die Glückswaberl vom Jungfernbrünnl«[19] in den Händen, wo der in buchstäblich legendärem Ansehen stehende Kaiser sich der Glückswaberl, einer richtigen Lotterieschwester, annimmt und ein sehr reges Interesse für ihre Künste zeigt. Die Schrift selber stammt aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Nicht viel älter ist auch die Sage von der Geisterbannung auf der Jägerwiese; sie wurde von Vernaleken aufgezeichnet und in den Mythen und Bräuchen 1859 veröffentlicht.

Wir geben nun im folgenden einen Ausschnitt aus der Geschichte der »Glückswaberl« , um uns den literarischen Geschmack der Lotterieschwestern vor Augen zu führen.

»Der edle Monarch, dessen Züge sich seit dem Abenteuer sichtlich verdüstert hatten – (Kaiser Josef wurde nämlich auf dem Weg zum Jungfernbrünnl von Räubern belästigt) – setzte furchtlos seinen Weg gegen die immer steiler sich erhebende Anhöhe fort, bis er den Ge-

birgssattel erreichte, von wo er dann einen starkbetretenen Fußsteig einschlug, der zu einer nahen Wasserquelle führte, welche von aller Welt unter dem Namen das »Jungfern«- oder auch das »Agnes-Brünnl« gekannt ist.

Der Brunnen befand sich heute außer einem alten Mütterchen von allen Besuchern leer, was dem Kaiser höchst angenehm zu sein schien und er betrachtete das alte Mütterchen mit aufmerksamen Blicken, denn ihr ehrwürdiges Aussehen stach gar seltsam von dem hexenartigen Treiben jener Prophetinnen ab, die man sonst daselbst zu finden gewohnt war.

Die Frau war einfach, beinahe ärmlich angezogen, doch aus dem Stoffe der sorgsam ausgebesserten, alten Kleider konnte man schließen, daß einstens ihre Besitzerin im Wohlstande gelebt haben müsse.

Als der Kaiser sich dem Brunnen näherte, stand die Alte auf und trat dem Ankömmling mit den Worten entgegen:

»Gnädiger Herr, darf ich Ihnen meine Glücksnummern anbieten?«

»Was sind das für Nummern?« fragte der Kaiser, den ihm entgegen gehaltenen Zettel ergreifend.

»No, das sein halt die Nummern, die ganz g'wiß in der nächsten Ziehung herauskommen«, sagte mit der ernstesten Miene von der Welt die Alte, während der Kaiser ganz verwundert entgegnete:

»Ei, wenn Ihr wißt, daß diese Nummern so ganz gewiß gezogen werden, weshalb setzt Ihr sie denn nicht lieber selbst und trachtet reich und glücklich zu werden?«

»O mein gnädiger Herr«, erwiderte die Alte, »wenn das möglich wäre! Aber leider bin i die Glückswaberl und da hilft mir kein Setzen, i g'winn nix, denn i und meine ganze Familie – mir hab'n halt kein Glück!«

»Das ist wahrhaftig sonderbar, daß man Euch dann die Glückswaberl heißt, ich möcht Euch vielmehr dann die Bezeichnung ›Unglücks-Barbara‹ geben.«

»Das wär' auch g'fehlt, gnädiger Herr. I für meine Person hab' wohl ka Glück, aber die andern Leut' haben's mit meine Rathschläg. Durch meine Nummern sein schon a Menge Leut' glücklich worden, aber i selbst, i hab' halt ka Glück. Wenn ich selber meine besten Nummern setz', kommen alleweil ganz andere.«

Der Kaiser lachte und sprach leutselig mit der Alten: »Nun, Mutterl, versucht's noch einmal, vielleicht macht Ihr endlich einen Terno, obwohl ich für meine Person gar nichts auf die Lotterie halte.«

»Gnädiger Herr, ich möcht' schon setzen, wenn ich Ihr'n Namen wüßt', denn i halt gar viel auf Begebenheiten, und daß wir zwei uns da begegnet haben, is g'wiß a höchst merkwürdige Begebenheit. Wenn ich ein' Frosch über'n Weg hupfen seh oder a Spinnerin, oder sonst a grauslich's Tier, so was i g'wiß, i setz' ganz andere Nummern, aber bei ein' gnädigen Herrn mit ein' so freundlichen lieben G'sichterl, no da muß schon was ganz B'sonderes herhalten. Also i bitt' Ihnen, gnädiger Herr, sag'n S' mir Ihren Nam'!«

»Nun gut, Ihr wollt ihn wissen – ich heiße Josef!« sagte der Kaiser.

Die Alte aber rief, erfreut in die Hände schlagend. »Ah Spektakel! Der Neunzehner! Die Nummer is wahrhaftig a Glücksnummer, weil's dem Kaiser sein Namenstag is.«

In diesem Ton geht die Geschichte weiter. Ihr romantischer Hintergrund ist der Agnes-Sage ebenbürtig und sie gibt uns ein treffliches Beispiel von der Geisteshaltung der Lotterieschwestern. Bekanntlich wurde schon von Maria Theresia am 13. November 1751 nach italienischem Muster das »Lotto die Genova« eingeführt, weil »die Landesinsaßen und besonders Fremde eine Neigung und ein Verlangen nach einer wohlregulierten Lotterie tragen, bei der jedermann

den Preis des Spiels von selbsten wählen, mithin in vollkommener Freiheit dem Glück unterwerfen kann«.[20] Es ist aber immerhin sehr fraglich, ob die Sitte, Glücksnummern im Brünnl zu suchen, schon zu Josefs Zeiten üblich war, sofern überhaupt damals die Quelle im Rufe wunderbarer Erscheinungen stand. Wir haben keinen strikten Beweis dafür in Händen und sind bloß auf Vermutungen angewiesen. Das Alter der Buche reichte gewiß in die josephinische Ära zurück und es ist durchaus möglich, daß damals schon »überirdische Erscheinungen« in den Ästen der Bäume sich zeigten und manche Leute Bilder und Gestalten im Wasser sahen. Dieses Wissen mochte jedoch bloß auf wenige beschränkt gewesen sein. Wirklich bekannt wurde das Brünnl erst als sein Ruf bis nach Wien drang und die Sensationslust der Wiener sich dessen bemächtigte. Von diesem Augenblick an war es allerdings mit der Ruhe des Brünnls zu Ende.

Gegen Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts setzen die ersten schriftlichen Nachrichten von dem Leben und Treiben beim Brünnl ein. Sie alle sind noch von dem Geist der empfindsamen Schwärmerei jener Zeiten getragen, von dem wir bereits einige Proben brachten. Damals »bildete der Quell und die ihn umschattende Buche« den Mittelpunkt eines Marienkultes, einer poetischen Verklärung und Schwärmerei, die bald in einen regelrechten Wunderglauben ausmünden sollten« (Bibl).

Über diesen Zeitabschnitt verdanken wir V. Bibl eine sehr gründliche Untersuchung der »Marienbuche und Wunderquelle auf dem Hermannskogel«. Sie beruht meist auf dem Studium von Polizeiakten, die Bibl durch die im Stiftsarchiv von Klosterneuburg und im Pfarrarchiv von Weidling liegenden Akten weitgehend ergänzen konnte. Wir machen hier in hohem Maße von dieser ausgezeichneten Arbeit Gebrauch[21].

Solange der Kult auf einen verhältnismäßig kleinen Kreis von romantisch gestimmten Gemütern beschränkt blieb, ging die Sache noch an, »bedenklich« – es war dies ein Lieblingswort der vormärzlichen Wiener Polizei – wurde er erst dann, als der Kreis von Anbetern immer größer wurde, die Schwärmerei für die Buche und die Quelle »ausartete« – auch das war ein von der Polizei gerne gebrauchter Ausdruck – und eine förmliche Wallfahrtsepidemie ausbrach, die mit allerlei Unzukömmlichkeiten – »Unfüge« lautete der polizeiliche Fachausdruck – verbunden war.

Als die eigentliche Ursache des nun einsetzenden Massenbesuches nennt der damalige Pfarrverweser von Weidling, der Chorherr Franz Xaver Schwoy, neben der Empfänglichkeit der Menge für das Mysteriöse und der Schwierigkeit der Zeitlage betrügerische Elemente, die aus gewinnsüchtigen Motiven Gerüchte über wunderbare Heilungen der Quelle verbreiteten, so daß sogar Wallfahrer aus Böhmen, Mähren, Steiermark und Ungarn nach dem Jungfernbrünnl kamen, um dort ihr Heil zu finden. Das Wasser des Brünnls sollte besonders gegen rheumatische Zahnschmerzen, Augenweh und Ohrenstechen helfen. Allem Anschein hatte das Nummernsuchen damals noch nicht jene Bedeutung erlangt, wie dies später der Fall war. Das Schwergewicht lag bei den allgemein bekannten Wallfahrtsmotiven. »Vom Frühjahr 1817 an« – heißt es da – »steigerte sich der Zustrom. Ein »schwachsinniges« Weib, das bei der Wunderquelle die Dienste einer Aufseherin versah, spielte – gegen Geld – die Rolle der Seherin. Eine »Gräfin«, welche aber in Wirklichkeit eine Lohnkutschersfrau war, wirkte als die Anführerin der Prozessionen«. Wir begegnen hier Motiven, die wir auch später wieder sehen werden und bemerken, daß damals schon dieser Quellenkult, wenn wir von einem solchen sprechen wollen, sich in erster Linie auf Frauen beschränkte. Das Quellaugurium spielt eine nicht unwesentliche Rolle auch in jüngster Zeit, selbst wenn es durch das Nummernsuchen getrübt erscheint. Unter diesen Umständen hatte jedoch das Treiben beim Brünnl die gewohnten Bah-

nen, die zur Bildung eines regelrechten Wallfahrtsortes führten, überschritten und mußte notgedrungen in Konflikt mit den öffentlichen Stellen führen. Hinter der empfindsamen Schwärmerei lachte die naive Gemüter verwirrende dämonische Fratze. »Für den 14. August – es war ein Sonntag – stand wieder eine solche Wallfahrt unter Leitung der »Gräfin« in Aussicht. Da entschloß sich nun, wie Schwoy weiter berichtet, »die hohe Polizeyhofstelle« – aber eigentlich wird es mehr die Regierung gewesen sein –, gegen den »gesetzwidrigen Unfug« vorzugehen. Auf ihre Veranlassung wurde unter Militärassistanz durch einen kreisämtlichen und einen herrschaftlichen Kommissär sämtliche Bilder von dem Wunderbaume herabgenommen und auf das Hofgericht der Herrschaft von Klosterneuburg gebracht«[22]. Das von der Klosterneuburgerin Theresia Scheckin gespendete auf Eisenblech gemalte Marienbild wurde jedoch nach umständlichen Beratungen in der Pfarrkirche zu Weidling auf einem Seitenaltar und ohne besondere Verzierung zur Verehrung aufgestellt. Den Bewohnern der Umgebung sei, so wurde ihm (gemeint ist der Propst von Klosterneuburg Gaudenz Dunkler) weiter bedeutet, »auf eine entsprechende Art beizubringen«, daß das Bild deshalb in der Pfarre aufgestellt worden sei, um es »den Verehrern desselben näherzubringen«, weshalb auch Wallfahrtszügen der Zutritt dahin zu gestatten sei, doch ohne Begleitung von Geistlichen. In der Folge, »wenn der Eyfer wieder lau geworden seyn wird, kann das Bild bey Gelegenheit einer Kirchenreinigung wieder aus derselben hinausgeschafft werden:[23].

Man sieht, die kirchlichen Stellen gingen mit äußerster Vorsicht und Zurückhaltung zu Werke, doch konnten ihre Maßnahmen von keinem Erfolg begleitet sein, da sie einmal der dabei mitspielenden Gewinnsucht einzelner Beteiligter nicht Rechnung trugen, ein andermal, weil nicht das Bild die eigentliche Ursache dieser Wallfahrten war. Auf diese Weise wurde das Übel nicht an der Wurzel bekämpft. Außerdem pflegen sich religiöse Zwangsmaßnahmen meist in das Gegenteil zu verkehren. Es war tatsächlich außerordentlich schwierig, hier den richtigen Weg zu finden, das Übel einzudämmen.

»Diese erste ›Amtshandlung‹ blieb ohne die geringste Wirkung. Der für den 14. August angesetzte Wallfahrtszug fand in feierlichster Weise unter Beteiligung von dreißig weißgekleideten Mädchen und der angeblichen Gräfin statt; die Buche wurde mit neuen Bildern behangen. Die Polizeioberdirektion mußte in ihrem Bericht an die Polizeihofstelle vom 28. August das trübselige Bekenntnis ablegen, daß sich an dem neuen Wallfahrtsort Jungfraubrunn am sogenannten Hermannskogel noch ›mehr‹ Menschen zum Beten einfänden. In Ober- und Untersievering sei ›eine üble Stimmung‹ gegen den Klosterneuburger Prälaten und seine Geistlichen wahrzunehmen, ›und der Grund davon scheine hauptsächlich die Gewinnsucht dieser Gemeinden zu sein, welche aus der Fortsetzung dieser Wallfahrt Nutzen für ihr Geschäft und Absatz ihrer Produkte hoffen‹. Angeblich, so meldete sie weiter, sei dort ein Schatz vergraben, auch gehe die Sage, daß eine weiße Jungfrau erscheine«[24].

Besonders die letztere Bemerkung erscheint uns wichtig. Gewinnsucht und gewinnbringende Motive gesellten sich in zunehmendem Maße zu der harmlosen Schwärmerei um Buche und Quelle. Nackter Gewinnsucht wurde ein religiöses Mäntelchen umgehängt. Die Grenzen zwischen bewußtem Betrug, sowie wahrer und irriger religiöser Überzeugung wurden immer mehr verwischt und es war gewiß nicht leicht, hier das Echte vom Falschen zu trennen. Es ist klar, daß unter solchen Umständen die Fieberkurve der religiösen Empfindsamkeiten rasch steigen und zu einer Krise führen mußte. Die suggestive Kraft des Ortes erreichte einen Höhepunkt.

Die Ereignisse spitzen sich zu und nehmen einen raschen Verlauf. Der 28. September 1817 scheint der Höhepunkt des Wallfahrtstaumels gewesen zu sein. Am 5. Oktober berichtet der

niederösterreichische Regierungspräsident Freiherr von Reichmann dem damaligen Prolizeipräsidenten Grafen Sedlnitzky voll Empörung über das Treiben beim Brünnl:

»Der Unfug nimmt von Tag zu Tag an Umfang zu. Von dem Steinbruch zu Sievering bis zur sogenannten Wunderquelle war der Weg zahlreich mit Bettlern besetzt, die ihre ekelhaften Schäden den Vorübergehenden zur Schau boten, um ihr Mitleid zu erregen. Weiter am Berge herauf, wo sich am Walde einige Wiesenplätze öffneten, war eine Menge Viktualienhändler, welche Kipfeln, Obst, Würste, Gugelhupfs verkauften und Wein ausschenkten. Die Gegend um den Baum herum übertraf aber alles«. Und weiter zitiert Bibl den Bericht: »Der Baum war nach Art der Gängelbuden der Marktschreier mit Bildern, Rosenkränzel, Kruzifixen, Pfenningen behangen. Am Fuße des Baumes, wo ein neues Muttergottesbild herauszuwachsen anfängt, wie die dahin Wallenden zu sehen glauben, brannten eine Menge kleiner Wachslichter, wie in den Kirchen am 2. November. Am Baume lehnten zwei Leitern, um den Wunderauswuchs auf dem Baume, die in der Phantasie bald ein Kruzifix, bald ein Mariazeller, bald Mariahilfer Bild darstellt, näher betrachten zu können. Da Mädchen und Weiber ohne Unterschied die Leiter bestiegen, so gewährt es für den Untenstehenden manche unanständige Ausblicke. Zwei Männer, mit Hacken versehen, hauten Holzsplitter, davon ein Exemplar in der Beilage mitfolgt, aus, welche sie den Andächtigen für bares Geld verkauften, und während die Abergläubischen auf dem nassen Boden knieten und beteten, winkten feile Dirnen zur Wollust in die Gebüsche. Mit dem Quellwasser wurde ein ordentlicher Handel getrieben. Ungeachtet es sehr regnete, war die Straße von Wallfahrern bedeckt und nach sicheren Nachrichten hatten den verflossenen Sonntag schon 15000 bis 20000 Menschen die Gegend besucht.«

Der Bericht spricht eine deutliche Sprache. Das Treiben um die Marienbuche und um die Wunderquelle glich tatsächlich einer »religiös-phantastischen Tragikomödie« und es schien, als ob unter diesen Menschen alle Herrschaft über die Gefühle verloren gegangen wäre. Die sorgsam und Jahrhunderte hindurch mühsam unterdrückte Dämonie im Menschen sprengte die Fesseln und trieb Gläubige wie Ungläubige in den Zustand einer ekstastischen Raserei. Tiefste gläubige Hingabe und grimmige Spottlust verbanden sich mit dem Chaos menschlicher Leidenschaften. Der Teufel durfte sich freuen.

Bibl schreibt: »Der Regierungspräsident glaubte, wie er in seinem Bericht weiter sagt, es werde, soweit bloßer Aberglaube im Spiele sei, die unfreundliche Witterung dem Treiben ein Ende machen. Gegenwärtig aber, wo ›Hang zur Ausschweifung und die Gewinnsucht der Sieveringer, welche ihren schlechten Wein um teueres Geld an die Wallfahrer ausschenken, sich drein mengen‹, werde die Sache von größerer Bedeutung und deshalb glaube er, dem ›ungeheuern‹ Zulauf nicht länger zusehen zu dürfen. Wenn der Polizeipräsident nichts dagegen einzuwenden habe, sei er willens, nach Sievering und Weidling, von wo die Hauptzüge kämen, starke Militärkommandos einlegen zu lassen, ›um die Wallfahrer zu sprengen, eventuell gegen sie vorzugehen‹. Er hoffe, daß diese Maßregel den Zustrom der Müßiggänger unterbrechen und, ›wenn sie nichts zu essen und trinken bekommen, ihnen der ziemlich beschwerliche Weg über den Berg einigermaßen verbittert‹ werde. Die Wunderbuche aber gedenke er ›bei erster schicklicher Gelegenheit‹ ohne weiteres niederhauen zu lassen«[25].

Nun sah der Regierungspräsident die Sache freilich nur durch die Brille eines Regierungspräsidenten und vergaß dabei, daß es sich letzthin auch um eine geistige Bewegung handelte, der nicht mit gewöhnlichen materiellen Mitteln, am wenigsten aber durch Zwang, beizukommen war. Die wirklichen Ursachen der »Unfüge« lagen weder in dem Marienbild, noch in der Buche, noch Quelle, sondern in einer an sich irre und sich selber untreu gewordenen volkstümlichen Überlieferung, die unter den Einwirkungen des herrschenden Zeitgeistes (Aufklärung

und nachfolgende Romantik) sich zu zersetzen begann. Es ist dies schließlich ein ähnlicher Vorgang, wie er sich auch unseren Augen bei dem Aufeinanderprall von Zivilisation und exotischen Primitivkulturen bietet, wenn auch nicht in so heftiger Weise. In beiden Fällen wuchert ein wilder Aberglaube empor, begleitet von den Exzessen der menschlichen Seele.

Wir wollen es dem Regierungspräsidenten nicht verargen, daß er von sich aus versuchte, die Krankheitserscheinungen operativ, das heißt gewaltsam zu beseitigen. Es lag nicht in seiner Kompetenz, auch den Ursachen dieser »Krankheit« nachzugehen und hier ein Mittel der Abwehr zu finden. Das mußte er schon den geistigen und geistlichen Führern des Volkes überlassen.

Aber hier war man sich durchaus nicht einig in der Beurteilung der Vorgänge beim Brünnl. Die einen lehnten diesen »Unfung« rundweg und erbittert ab und empfanden ihn als Rückfall in das Heidentum, andere wieder dachten, den im Volke wurzelnden Hang zur Naturverehrung dem christlichen Geist dienstbar machen zu müssen. Eine anonyme Eingabe von seiten einer kirchlichen Stelle – nach Bibls Meinung von dem Sieveringer Pfarrverweser Ivo Sailler – dürfte tatsächlich sehr nachhaltig den Regierungspräsidenten beeindruckt haben. »In dieser Schrift wird in der schärfsten Weise gegen den bei der Wunderbuche betriebenen ›abergläubischen Unfug‹ losgezogen, gegen den ›mystischen Unsinn‹, der von Clemens Maria Hofbauer und seinem überspannten Gesinnungsgenossen Zacharias Werner ausgehe und ›in den Gemütern hysterischer Romanheldinnen und den leicht zu entflammenden Köpfen der modernen Pantheisten‹ reichlich fortwuchere. Der ›Spuk am Kobel‹ gehe von einer unsichtbaren Partei aus, die aus der Sucht nach dem vergrabenen Schatze, welcher die Köpfe ›einiger alter Weiber‹ verwirrte, Kapital schlage.«

Die heftigen Angriffe, die der Pfarrverweser Ivo Sailler gegen die neu aufkommende romantische Richtung erhob, stießen auf ein volles Verständnis bei den österreichischen Regierungsstellen, die sowieso bereits mit tiefem Mißtrauen und Unbehagen die Tätigkeit der beiden Priester Clemens Maria Hofbauer (1751–1820) und Zacharias Werner (1768–1823) verfolgten. Die offenkundigen Auswüchse bei der Wunderquelle boten eine neue und willkommene Gelegenheit, auf das geradezu gefährliche Verhalten dieser beiden Männer hinzuweisen. In eindringlichen Worten fährt die Eingabe weiter fort: »Was die traurigen Folgen dieser religiös-phantastischen Tragikomödie betrifft, so ist in der Nähe einer mit dem Zeitgeiste höchst vollständig fortgeschrittenen, folglich höchst demoralisierten Hauptstadt von 300000 Einwohnern nicht zu verhindern, daß in einer waldigen, dichtbewachsenen Bergkette, in welcher der Schauplatz des Mirakels sich befindet, eine sich selbst überlassene Pöbelmenge nicht die schändlichsten Dinge vollziehe, deren Anblick und rücksichtliche oftmalige Teilnahme der Sittlichkeit der angrenzenden Dorfbewohner, die entweder der Neugierde oder mißverständlicher Frömmigkeit wegen sich hingibt, höchst schädlich werden muß. Vorzüglich trifft dieses die Jugend, bei welcher, solange der Unfug dauert, von den anwohnenden Seelsorgern der Besuch der Katechese und Sonntagsschule schlechterdings sich nicht bewirken läßt. Ebendiese Seelsorger verlieren durch die bei den Andachten des Baumes öffentlich von den Fanatisierten ausgestoßenen groben Beschimpfungen immer mehr das Zutrauen und die Liebe ihrer Gemeinde, welche, durch den augenblicklich des starken Durchzuges wegen ihnen werdenden Gewinstes im Absatz ihrer Produkte gereizt, von denselben fordern, daß sie diesen Unsinn tätig befördern sollen, was sie als Lehrer der Wahrheit nicht können und dürfen.«

Die vorgebrachten Anschuldigungen mochten etwas Wahres an sich haben und wie die Dinge nun einmal lagen, war es für die kirchlichen Stellen unmöglich, den Lauf der Entwicklung in die gewohnten Bahnen eines Wallfahrtsortes einzulenken. Auch die »Gräfin« wäre dazu

nicht imstande gewesen und sie, die die Geister rief, wurde sie nicht los. Die Entwicklung mußte rasch zur Katastrophe führen. »Welche Wirkung auf den Volkscharakter die durch eine solche Wallfahrt entspringende Lockung zum Müßiggang, zur käuflichen Wollust, zum Diebstahl, vielleicht auch zum organisierten Raube machen müsse, leuchtet von selbst ein. Diese für die Wegschaffung des Ärgernisses so laut und unwiderleglich sprechenden Gründe fordern auch, daß dieses ohne Zeitverlust geschehe und nicht beim Volke die Überzeugung befestigt werde, man könne der Staatsgewalt durch Beharrlichkeit Trotz bieten und durch Ausdauer sie zum Nachgeben zwingen. Umsonst wird das von einem ›elenden Schmierer‹, dem Maler Wild aus Klosterneuburg, vor vierzehn Jahren gepinselte und von einem ›frömmelnden‹ Weiblein an der Buche aufgehängte Marienbild in der Pfarrkirche zu Weidling aufgestellt sein. – ›Die Hofbauer-Wernerianer wollen mystisches Dunkel und der von ihnen bearbeitete hohe und niedere, gefirniste und rohe Pöbel will eine Höhe, einen Baum, eine Quelle, wie weiland unsere Vorfahren, die dem Wodan in Eichen- und Buchenhainen Menschenopfer brachten‹. – ›Hat die Regierung einmal‹ – so schließt die Eingabe kategorisch – ›energische Maßregeln genommen, so fahre sie damit fort. Nieder mit der Buche, und wenn sie die schönste in ganz Europa wäre, verschüttet die Quelle, und die Gegend durch einen Monat mit einem Reiterpiquet besetzt, welches die etwa den Opferalter der Dummheit wieder zu errichten Gesonnenen ergreift und einer Behörde überliefert, damit sie die Partei der Verfinsterung entlarve und der verdienten Schande preisgebe«[26].

Der Redemptoristenpater Clemens Maria Hofbauer galt von dem Augenblick an, da er im Jahre 1808 den Boden Österreichs betrat, als ein »äußerst gefährlicher Mensch«, als ein »verirrter« Priester, der die Regierung durch seine »Proselytenmacherei« und seine wunderbaren Bekehrungen beständig in Verlegenheit setzte und deshalb unter »zweckmäßige Polizeyaufsicht« gestellt werden mußte. Nach der Überzeugung des obersten Chefs der politischen Verwaltung, Oberstkanzler Graf Saurau, gehörte Hofbauer zur Klasse jener Männer, welche dem Übel der Zeit: »Irreligiosität durch falsche Aufklärung« durch ein anderes Übel: »Exaltierung religiöser Gefühle auf Kosten des Verstandes« begegnen wollten.

Es ist durchaus verständlich, daß sich ein Clemens Maria Hofbauer zu den Schlegelschen (Friedrich und Dorothea Schlegel) hingezogen fühlte, die damals den Mittelpunkt eines bedeutenden Freundeskreises in Wien und den leuchtenden Anziehungspunkt aller Romantiker bildeten. Galt doch Friedrich Schlegel geradezu als ein »Fürst der Romantiker«. Unter solchen Leuten fühlte sich Clemens Maria Hofbauer wohl, hier fand er auch das Verständnis für seine Predigten.

»Ein Sensationsprediger wie Werner« – schreibt sein Biograph Johannes Hofer – »war Hofbauer nie. Aber auch er wurde immer mehr als eine Neuerscheinung auf den Wiener Kanzeln empfunden. Ein Polizeibericht von 1815 gibt als Stimme aus dem Publikum die Bemerkung wieder: »Hofbauer habe einen ganz entsetzlichen Zulauf«; er sei der wiedererstandene P. Abraham a Sancta clara. Beide Prediger, Hofbauer und Werner, wurden während der Kongreßzeit auf das sorgfältigste von der Polizei überwacht. »Den Grund bildeten weniger ihre Predigten; es galt, ihre Beziehungen zu den Jesuiten aufzuhellen«[27]. Die Bemühungen, die Predigten Hofbauers und Werners zu verhindern, blieben zunächst beim Kaiser noch ohne Erfolg. »Gefährlicher aber wurde der Widerstand gegen die zwei modewidrigen Prediger von Seiten mancher Geistlichen«[28]. Schließlich erhielt Hofbauer im September 1815 vom Erzbischof plötzlich den Befehl, seine Predigten in St. Ursula einzustellen. Es blieb ihm die Kanzel ein volles Jahr hindurch verschlossen. Werner fürchtete ein gleiches Schicksal. Doch kam es nicht dazu. Im Jahre 1816 hielt er für Hofbauer in St. Ursula die Fastenpredigten.

Bei der Schilderung der religiösen Zeitstimmung und des Wirkens Clemens Maria Hofbauers halten wir uns an die bereits zitierte Biographie von Johannes Hofer. Dieser schreibt: »Eine unglaubliche Gleichgültigkeit der gebildeten Klassen für die sichtbare Kirche und ihr Oberhaupt, eine völlige Verkennung ihrer Aufgaben und Daseinsbedingungen bei einem gewissen Festhalten an der christlichen Religion überhaupt, erscheinen uns heute als die greifbarsten Symptome der josephinischen Ära«[29]. Gegen diese religiöse Erstarrung kämpfte Hofbauer an. Die Zuhörerschaft bei seinen Predigten bestand überwiegend aus einfachen Leuten. Diese aber wußte er zu packen. Er appellierte nicht an den Verstand, sondern an das Gefühl. »Im allgemeinen hielt Hofbauer an dem Grundsatz fest: das Beispiel eines zweifellosen, in der Liebe tätigen Glaubens wirke mehr als die schärfsten Beweisführungen«[30]. Und an anderer Stelle heißt es: »Hofbauer war ein volkstümlicher Prediger im vollsten Sinne des Wortes: er redete nach der augenblicklichen Eingebung, nicht nach einem gelernten Konzept. In seinen Ausdrücken war er wenig wählerisch, zuweilen sogar etwas derb. Ein Zeitgenosse bezeichnet ihn geradezu als einen gemütlichen, heiteren, jovialen Prediger«[31]. Ganz besonders stark war die Wirkung seiner Predigten bei den Frauen: »Man zerfloß in Tränen, haßte die Sünde und entschloß sich zur Tugend.«

Die Marienverehrung nennt Hofer ein Herzensbedürfnis Hofbauers – die Marienverehrung, damals ein wunder Punkt im katholischen Leben. »Glaubten doch damals selbst katholische Theologen die Andacht zur Gottesmutter als einen Auswuchs bekämpfen zu müssen«[32]. Hofbauer führte das Rosenkranzgebet neu ein, Hofbauer weihte Rosenkränze, »eine Merkwürdigkeit im damaligen Wien.« Wo immer er konnte, besuchte er die Stätten der Marienverehrung. »Mit kindlicher Freude betrachtete er die Votivtafeln, die den Ruhm seiner Königin verkündigten.«

Dies alles mißfiel einem großen Teil der Geistlichkeit und ebenso den der Universität nahestehenden Kreisen. Stets gewitterte es um Hofbauer. »Im Juni 1817 laufen wieder Klagen ein über seine Predigten: dieser alte Mann passe nicht für die Zeit und sei von der Kanzel zu entfernen. Neuerdings müssen Agenten Hofbauers Predigten überwachen. Sie urteilen aber teilweise objektiver als die pharisäischen Ankläger: Hofbauer habe sein eigenes Publikum, meistens Gärtnersleute und andere Bewohner der Vorstädte, und bei diesen gelte er sehr viel und seine Predigten seien für sie völlig angemessen. Ein anderer tadelt nur seine ›unartigen Gebärden‹. So zum Beispiel lehnt er sich mit beiden Händen auf die Kanzel, hängt den Kopf auf die Zuhörer herab ... plötzlich stellt er sich auf, spricht bald leise, bald fängt er ganz übernatürlich zu schreien an, schlägt mit den Händen auf die Kanzel und tobt in seinem heiligen Eifer herum[33]. Etwas ganz Ähnliches wußte man auch bei Zacharias Werner zu beanstanden. »Er tobt wie ein Narr und spricht wie ein Fiaker« – heißt es über ihn in einem Polizeibericht.

»Graf Sedlnitzky«, – schreibt Hofer weiter – »der in diesem Jahre die oberste Polizeileitung übernahm, unterbreitete diese Klagen dem Erzbischof, der aber diesmal eine festere Haltung zeigte als zwei Jahre zuvor. Mit Seitenhieben auf die Wiener Modeprediger verteidigte er in einem Schreiben vom 24. September den Heiligen. Dieser konnte zwar ungestört weiterpredigen; aber man wußte noch so manches andere gegen ihn auszuspielen. Sorgfältig wurde allem nachgespürt, was sich eignen konnte, ihn mit den Gesetzen in Widerspruch zu bringen: er bekümmert sich nicht um die gottesdienstlichen Verordnungen, hält in der Kirche Prozessionen ab usw.; ein Volksauflauf an einem Wallfahrtsort, die Verbreitung abergläubischer Ablaßzettel werden ihm zur Last gelegt und ähnliches«[34].

Der zuletzt genannte »Volksauflauf an einem Wallfahrtsort« und die »Verbreitung abergläubischer Ablaßzettel« beziehen sich ohne Zweifel auf die Vorgänge beim Jungfernbrünnl. Man

machte eben – wie auch Bibl meint – Hofbauer für den »Skandal auf dem Hermannskogel« mitverantwortlich, nicht zuletzt auf Grund eines an der Marienbuche angehefteten Ablaßbriefes des Redemptoristenpaters[35].

Aber auch der zum Exzentrischen neigende Priester Zacharias Werner, durch Hofbauer erst »gründlich katholisch geworden«, war ein Sorgenkind der Regierung. Es herrschte im josephinischen Wien eine grundsätzliche Abneigung gegen alle Konvertiten und selbst der fromme Kaiser Franz war auf die Konvertiten nicht gut zu sprechen. Und ein solcher war Zacharias Werner. Seine Predigten waren in der Kongreßzeit buchstäblich eine Sensation. »Die Sprache, die farbenprächtigen Schilderungen und nicht zuletzt der an Grobheit grenzende Freimut« sicherten Zacharias Werner die riesigen Erfolge. Er fürchtete nicht, als phantastischer Schwärmer gehalten zu werden, rief er in einer Predigt aus, unter deren Zuhörern sich ein König von Preußen, der Kronprinz von Württemberg, Prinz August von Preußen und viele katholische und protestantische Geistliche befanden, die alle anläßlich des Kongresses in Wien versammelt waren. Am Schlusse eines Polizeiberichtes heißt es, nachdem Zacharias Werner am 8. Dezember 1814 in der Franziskanerkirche gespredigt hatte: »Das gemeine Volk hält den Werner und verehrt ihn als einen Propheten und es läßt sich nach dem Urteile aller Verständigen nicht absehen, welche Folgen seine wiederholten Predigten hervorbringen werden. Man läuft hin, um ihn zu hören, und sollte dabei Gesundheit und Leben zu Grunde gehen.« Eine Art Glaubensschwärmerei sei im Anzuge[36].

Der Polizeibericht sollte im Hinblick auf die Ereignisse beim Agnesbrünnl recht behalten. Verlief die romantische Strömung noch gebändigt in den Kirchen, so durchbrach die Glut den Damm beim Jungfernbrünnl.

Für Hofbauer war Werner »eine der Posaunen Gottes«: Hunderte und Tausende zog er in die Kirche herein, die sich ihr längst entfremdet hatten; für viele konnte die aus Neugier gehörte Predigt zum wirksamen Gnadenruf werden[37]. Im Jahr 1816 schreibt Dorothea Schlegel ihrem Gatten nach Frankfurt: »Die Predigten von Werner fahren fort, Furore zu machen, man drängt sich hinzu, daß es eine Lust ist. Leute gehen hin, die seit Menschengedenken in keiner Kirche waren ... Auf den Abend fragen sich die eleganten Damen und Herren: Wo waren sie in der Predigt? Wie hat ihnen die Predigt gefallen? – so wie man sonst nach dem Theater oder Konzert fragt«[38].

Das ist die Stimmung jener Zeit, in der die Wogen um das Jungfernbrünnl auf dem Hermannskogel tobten. Wir verstehen jetzt die geradezu leidenschaftliche Abwehr eines Ivo Sailler und seines Anhangs. Der Kampfruf »Nieder mit der Buche!« galt als Signal für den Generalsturm auf den von Clemens Maria Hofbauer und Zacharias Werner hervorgerufenen romantischen Katholizismus.

Der Kampfruf »Nieder mit der Buche!« fand auch im Herzen des Regierungspräsidenten seinen Widerhall. Doch zeigte sich der Polizeipräsident Graf Sedlnitzky nur zum Teil mit den von der Regierung angeregten Maßnahmen einverstanden. »Er glaubte das Ziel, wie es in der Antwortnote vom 9. Oktober heißt, ›durch gelindere Mittel‹ als durch Militärgewalt erreichen zu können, und dies um so mehr, ›als es dabei zu unangenehmen, vielleicht selbst mit bedenklichen Folgen verknüpften, in jedem Fall aber großes Aufsehen erregenden Auftritten zwischen Militär und den auf den Hermannskogel wallenden Zivilisten kommen könnte‹. Der Polizeipräsident hielt die Entsendung von Polizeikommissären mit einer entsprechenden Polizeiwache für ausreichend, um dem Unfug an Ort und Stelle zu steuern«[39].

»Zwei Tage darauf«, – schreibt Bibl weiter – »am 11. Oktober« – es war ein Samstag und für den folgenden Tag stand wieder ein Massenaufgebot von Wallenden zu erwarten –, »wurden

von der Polizeioberdirektion zwei Beamte und zwei Polizeidiener auf den Hermannskogel gesandt, um das Terrain zu erkunden und für den nächsten Tag die nötigen Vorkehrungen zu treffen. Fürs erste sollten sofort alle auf oder neben dem Wunderbaume befindlichen Bilder weggeräumt werden. Am Sonntag selbst, längstens um 6 Uhr früh, hätten vier Polizeibeamte in Uniform, ein Polizeiwacheoffizier, zwei Korporale und zwanzig Gemeine, vier bis sechs Polizeidiener auf den Hermannskogel zu gehen und nach den Weisungen der Kommissäre, die am Tag vorher den Lokalaugenschein vorgenommen, sich so zu verteilen, daß einmal jedermann, der mit Eßwaren, Getränken, Bildern oder Leitern hinwandere, »schon in der Entfernung von der dasigen Gegend guter Art und mit dem Bedeuten zurückgewiesen werden, daß derlei Verkauf vermöge allerhöchster Verordnungen verboten sei«. Jene Personen, welche beim Baume ihre »Andächteleyen« verrichten oder aus dem Brunnen Wasser nehmen wollten, wären »zwar nicht mit Ernst zu beirren«, jedoch ihnen »mit guter Art« begreiflich zu machen, daß selbe statt dieses widersinnigen Aberglaubens die Kirche besuchen und allda nach Vorschrift unserer Religion zu Gott und der Mutter Gottes ihre Andacht verrichten sollen. Jedweder Verkauf von Bildern wie des Wassers, auch das Predigen sei »hintanzuhalten«. Für den Fall, daß sich etwelche Schwärmer nicht gutwillig fügten, wäre die Anwendung von Gewalt, besonders wenn man damit gegen eine zu große Volksmenge nicht auslangen würde, zu unterlassen, »wohl aber haben die Polizeidiener derlei fanatische Exzedenten mit aller Vorsicht sogleich in Beobachtung zu nehmen und deren Namen samt Wohnort auszuforschen«. Und da die Zahl der Neugierigen ungleich größer sei als jene der Schwärmer, so werde es »mit guter Art leicht sein, diese Anstalten mit gutem Erfolg auszuführen« (Note des Polizeioberdirektors Siber vom 10. Oktober).

Ohne größeres Aufsehen wurde diese Polizeiaktion auch durchgeführt, einige fanatische Schreier wurden in Sicherheit gebracht und zur Verantwortung gezogen.

»Aber der Regierungspräsident ließ nicht locker. In seiner Note vom 17. Oktober setzte er den Präsidenten der Polizeihofstelle davon in Kenntnis, daß er das Kreisamt des Viertels unterm Wiener Wald wiederholt aufgefordert habe, nicht nur die Buche am Jungfernbrunnen ungesäumt zu vertilgen, sondern gleichzeitig auch den Brunnen selbst zu verschütten. ›Damit aber auch in der Folge‹, so heißt es weiter, ›weder den Schwärmern, noch den Neugierigen und Spekulanten eine Veranlassung übrig bleibe, diesen Platz ferner zu besuchen‹, werde das Kreisamt angewiesen, nicht allein die Hinwegschaffung des Stammes der Buche, sondern auch die Ausrottung der Wurzeln zu veranstalten, was allerdings am füglichsten durch Sprengung mit Pulver bewerkstelligt werden könne.«

»Als dieses Schreiben in die Hand des Polizeipräsidenten kam, war Graf Sedlnitzky bereits von der ihm unterstehenden Polizeioberdirektion die Meldung erstattet worden, daß Wunderbaum und Jungfernquelle zu bestehen aufgehört hätten. Am 15. Oktober, bei Morgengrauen, in aller Stille war das Vernichtungswerk vollzogen worden«. Doch lassen wir den Polizeioberdirektor Siber, der darüber am nächsten Tage dem Grafen Sedlnitzky Bericht erstattete, selber sprechen. Er schreibt: »Euer Exzellenz! Ich habe von dem zur Erhebung abgesandten Polizey-Individuum die Anzeige erhalten, daß gestern frühe um 6 Uhr ein Beamter des Stiftes Klosterneuburg samt vier Waldknechten und einigen Holzhauern, dann acht Pontonieurs mit Gewehren auf den Hermannskogel angekommen seyn, wo sohin der Baum, die Marienbuche genannt, umgehauen, die Wurzeln ganz herausgesägt, das Holz in Scheiter gefällt und das Ganze mit Wagen nach Klosterneuburg gebracht worden. Die Brunnen-Quelle ward mit Steinen verschüttet und der rückwärts befindliche große Stein, aus welchem das Wasser herausrann, auf diesen Brünnl geworfen, so daß sich an dessen Stelle dermal ein drei Schuh hoher Hügel zeigt.

Die Gegend, wo das Wasser am Berg hinabgeflossen, ist ebenfalls mit Steinen und Erde verschüttet. Dieß ward ohne Aufsehen in Vollzug gesetzt; und diese schwärmerische Andächteley ist nun ganz zu Ende. Wien, den 16. Oktober 1817. Siber«[40].

Die Geschichte des Brünnls nach 1817

Die Buche war vernichtet, die Quelle verschüttet. Die Menschen aber blieben. Neue Buchen wuchsen nach und die Quelle suchte sich einen neuen Weg an das Tageslicht. Die Akten aber darüber vergilbten in den Archiven.

Rund 18 Jahre nach dem Ereignis bringt es der uns bereits vertraute Wienerwaldwanderer Adolf Schmidl wieder in Erinnerung: »Wenn man bei dem Kreuze auf der Jägerwiese dem breiten Fahrwege folgt, der sich durch den Wald hinabzieht, so kömmt man nach etwa zehn Minuten zum ›Jungfernbrünnl‹ oder ›Marienbrünnl‹, welches vor 15 Jahren so viel Aufsehen machte. Eine kleine vortreffliche Quelle entsprang aus einer Felsengruppe, in welcher eine wunderschöne uralte Buche wurzelte, deren Stamm in den Windungen des Holzes die Gestalt eines Marienbildes zeigte. Die Sache war längst bekannt, eine fromme Hand befestigte ein Marienbild am Stamme, und kein Bewohner der Gegend kam vorbei, ohne ein stilles Gebet zu verrichten. Mit einem Male kam im Jahre 1817 die Quelle in den Ruf wundertätiger Heilkraft. Bänke und Betschemel wurden errichtet, förmliche Wallfahrten angestellt, aber dabei lief auch so viel Unfug mit unter, daß die Behörden einschreiten mußten. Die Buche wurde umgehauen, die Quelle verschüttet, und die aufgestellten Heiligenbilder in die Weidlinger Kirche abgegeben. Man wird die Stelle leicht erkennen; die Felsentrümmer und ein Sumpf bezeichnen den Ort des verschwundenen romantischen Bildes«[41].

Felsentrümmer und ein Sumpf bezeichneten damals den Ort. Sollte die schwärmerische »Andächteley« tatsächlich zu Ende gewesen sein, wie es weiland im Polizeibericht hieß?

Nein! Rund vierundzwanzig Jahre nach dem Erscheinen von Schmidl's »Wanderungen« gibt uns im Jahre 1859 der Mythenforscher Theodor Vernaleken ein höchst anschauliches Bild von dem Leben und Treiben beim Agnesbrünnl. Diese Entwicklung war gewiß nicht über Nacht aus dem Boden geschossen, sondern hatte ihren Zusammenhang mit dem Geschehen von 1817 bewahrt. Das Gedächtnis an die Wunderbuche und an die Wunderquelle wurde trotz der behördlichen Verfügungen und Verbote im Volk nicht getrübt. Es gab in dieser Zwischenzeit gewiß auch Leute, die heimlich zu dem Brünnl wallten und vielleicht bei ihm auch manche Nacht verbrachten.

Der beste Beweis hierfür ist die ehemalige, heute allerdings verschwundene Warnungstafel auf der Jägerwiese: »Bei Arretierung und Geldstrafe ist das Übernachten und Mariandelspiel in diesem Walde verboten. Das Bezirksgericht Klosterneuburg«. Diese Warnungstafel besagt aber auch noch ein anderes, nämlich: daß die Suche nach dem Glück – zu der auch das Mariandelspiel als ein Glücksspiel gehört – die frommen Regungen an diesem Ort zu verdrängen beginnt. Die in der Aufklärungszeit sich aus den Volkskalendern in die Traumbücher rettende mystische Volksweisheit hatte unterdessen im Lottospiel einen würdigen Partner gefunden, mit dem zusammen sie nun auch beim Jungfern- oder Agnesbrünnl ihr Glück versuchte. Hören wir, was Vernaleken uns zu erzählen hat:

»An Sonn- und Feiertagen, insbesondere am Johannistag, Charfreitag, Dreikönig und zu andern bestimmten Zeiten wird das ›Brindl‹ von hunderten förmlich belagert. 12 Uhr mittags und 12 Uhr mitternachts hält man für die beste Zeit«. Weiter heißt es: »Es kommt auch vor, daß manche ihr Nachtlager im Walde aufschlagen und mit geweihter brennender Wachskerze

denselben durchstreifen; wenn sie ermüden, so zeichnen sie mit geweihter Kreide einen Zauberkreis, lassen sich in demselben nieder und glauben sich geschützt vor den Geistern, die in jener Gegend sich vorzugsweise aufhalten.«

Man kümmerte sich anscheinend damals nicht mehr um das Verbot des Übernachtens im Walde und die Behörden drückten ein Auge bei der Sache zu. Denn selbstredend waren die Vorgänge beim Brünnl auch den Behörden bekannt.

»Auch am Tage« – schreibt Vernaleken weiter – »hat das ganze Treiben etwas geheimnisvolles. Auf der verrufenen Jägerwiese trifft man ganze Gruppen, deren jede sich um ein Profetin schart. Da erfahren dann die Leute, wie man sich zu verhalten habe, wenn Karl oder die Agnes sich zeigen sollten, welche Nummern sie in der Lotterie zu setzen haben, was die Zukunft jedem einzelnen bringen werde und dergleichen. Bei einer anderen Gruppe bietet einer Glücksnummern zum Verkaufe, dort theilt eine Alte – natürlich nicht umsonst – sympathetische Heilmittel aus. Beim Brünnlein selbst sind mehrere Bäume mit Bildnissen behangen; Weiber blättern in Planetenbüchern und Würfeltische stehen umher. Andere drängen sich zur Quelle und schauen mit der größten Spannung auf den Grund, um aus den Figuren des Schlammes oder auf Steinchen die Nummern zu entdecken, die bei der nächsten Ziehung herauskommen. Glauben sie eine Nummer entdeckt zu haben, so waschen sie sich die Augen mit Wasser aus und schreiben die Ziffern auf. Manche legen Steine auf den Grund und murmeln halblaute unverständliche Worte vor sich hin. Hinter sich hört man Kartenschlägerinnen oder alte Weiber, die aus den Planetenbüchern lesen, nach Tag und Monat der Geburt fragen, um daraus die Zukunft zu profezeien. Nicht selten entstehen Wortwechsel, indem man sich ärgert an denen, die Zweifel äußern oder das Treiben spöttisch belachen. In einiger Entfernung erzählt eine Alte geheimnisvoll von dem ›grünen Thor‹, das unter dem Brünnlein zu dem Kristallpalast führe, aber nur die können Eintritt finden, welche an die Wirkung des Brünnleins glauben«[42].

Der Spielteufel hatte von dem Ort Besitz ergriffen. Im Mittelpunkt aller abergläubischen Handlungen stand die vielgelästerte und doch heiß geliebte Zahlenlotterie, die sich aus begreiflichen Gründen »competentenorts« der vollsten Sympathien und aller möglichen Förderung erfreute. So hatte sich in wenigen Jahren das Agnesbrünnl und seine Umgebung zu einem epidemischen Herd des Lottoglaubens entwickelt, der seine Richtlinien aus den unzähligen »babylonischen, assyrischen, chaldäischen, arabischen und ägyptischen Traumbüchern« bezog. Jede Alte besaß damals wie heute ihr Traumbuch, das bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten zu Rate gezogen wurde. Traumlottobilderbogen, wie sie immer wieder in den verschiedenen Traumbüchern abgedruckt werden, halfen nicht bloß die Träume in gewinnbringende Nummern umzudeuten, sondern sie dienten auch dazu, das im Brünnl Geschaute, z. B. Personen und Sachen, in Lottonummern zu verwandeln. Neben dieser Suche nach den Glücksnummern, die an Stelle der alten Schatzgräberei getreten war – ist auch das Würfel- und Mariandelspiel, gleichfalls ein Glücksspiel, gehören in diese Reihe – sehen wir das Bestreben, die Zukunft zu ergründen, sei es durch eine Schau in das Brünnl, sei es durch das berühmte Kartenaufschlagen, Planetenziehen und dergleichen mehr. Die ursprünglichen Motive der Naturverehrung wurden durch diese Praktiken völlig in den Hintergrund gedrängt, das Religiöse trat immer mehr hinter dem Magischen zurück, hinter dem Verlangen, das Glück sich auf gewissermaßen gewaltsame Weise zu erzwingen.

Das Treiben beim Agnesbrünnl wird zu einer lebendigen Illustration eines »ägyptischen Traumbuches«. Die in alphabetischer Reihenfolge geordneten Träume haben ihre glückbringenden Nummern. Die Erscheinungen im Brünnl erhalten wie die Träume gleichfalls eine

bestimmte Nummer. Ein Lotto-Tarif erleichtert die Berechnung des Gewinstes, ein »vollständiges Planetenbuch« vermittelt dem Leser auf einfache Weise das astrologische Wissen und schon erfährt er auch, wie er finden kann, »unter welchem Himmelszeichen der Mensch geboren ist«. Es folgt dann die Beschreibung der zwölf Himmelszeichen, des Widders, des Stiers, der Zwillinge usw. In Anschluß daran, erhalten wir eine »Deutliche Anleitung, um mittelst der berühmten Spielmethoden der Ingenieure Bold, Fechtner, Kreuzhal und Dr. Forstner sein Glück in der Zahlenlotterie zu machen«. Für jene aber, die ihr Glück in den Karten oder Würfeln suchen, bietet das ägyptische Traumbuch eine Spielregel von dem »geheimen italienischen Würfelspiel«, sowie eine dazugehörige »Lotto-Wurf-Tabelle«, bei deren Benützung der Leser die Nummern findet, »deren man sich zu einem Lottospiele bedienen und sein Glück versuchen kann«. Die kabbalistische Triangel, eine Glückstabelle, die monatliche Kabala, die Kunst aus den Namen der Personen jene Nummern zu finden, welche am meisten Glück in der Lotterie bringen, ein vollständiges Verzeichnis der Glücks- und Unglückstage, eine bewährte Terno-Glückstabelle, um mit kleinem Einsatz sicher zu gewinnen und schließlich eine Traumtabelle mit 360 bildlichen Vorstellungen sind weitere Methoden, um sein Glück in der Zahlenlotterie zu machen. Man sieht schon aus dieser kurzen Inhaltsangabe, daß das »Ägyptische Traumbuch«, der verbreitetste Volksbuchtyp schlechthin, den allergrößten Einfluß auf das Leben und Treiben beim Agnesbrünnl ausgeübt hat und auch die Beschwörungskünste in den volkstümlichen Faustschriften ihre Lehrmeister besaßen. Wir haben hier das typische gesunkene Kulturgut einer Reihe magischer Wissenschaften.

»Ein sicheres Mittel die Gewinnummern öfter zu wissen, ist folgendes: Man suche auf der Agneswiese einen Stein, lege ihn ins Wasser des Brünnleins, bete dabei und stecke dann den Stein hinter das Kopfkissen, so wird man jede Woche 5 Nummern ablesen können, welche gezogen werden. Oder man suche auf der Wiese einen Johanniskopf (d. i. ein Schwamm auf den Wurzeln der Bäume), kratze mit den Nagel des Daumens der rechten Hand die obere Haut weg, und lege ihn ebenfalls in das Wasser des Jungfernbrunnens. Versteckt man ihn dann zu Hause unten im Bett, so wird man jene Nummern sehen, die »kommen werden«[43].

Die Geheimlehre der Lottoschwestern ist sogar der Mode unterworfen. In neuester Zeit z. B. halten viele auf »Begebenheiten« – wir haben ein solches Beispiel bereits in der romantischen Erzählung »Kaiser Josef und die Glückswaberl vom Jungfernbrünnl« kennen gelernt – und »Begegnisse«, die übrigen Mittel sind nicht mehr vollgiltig. »Eine Frau begegnete zwischen Sivering und der Jägerwiese einem Soldaten, der zwei Repphühner anhängen hatte. Sie wählte Nr. 2 und gewann. Heißt einer der einem Glückssuchenden begegnet z. B. Wilhelm, dessen Namenstag auf den 28. Mai (also dem 5. Monat) fällt, so wählt der begegnende Nr. 28, dazu 5 und noch dazu eine dritte Nummer, die sich auch leicht findet«. Ähnliche Weisheiten vermittelt auch das »ägyptische Traumbuch«.

»Andere nehmen gewisse Kräuter mit in's Bett; dann träumen sie Glücksnummern. Im Walde stehen zwei Bäume, die eine gemeinschaftliche Wurzel zu haben scheinen, so daß sie einen bequemen Sitz bilden. Hier sieht man häufig die Agnes sitzen. Deshalb schneiden die Besucher drei Stückchen Rinde ab und legen sie unter das Kopfküssen. Dann wird im Traume die Zukunft geoffenbart«.[44]

Wir sehen an diesen Beispielen deutlich, wie auch an sich ältere Motive nach dem Lottoglauben zurecht gebogen werden.

Jahrzehnte hindurch hat sich an den Bräuchen beim Brünnl kaum etwas geändert. Abgesehen von den Schwankungen ihrer Intensität. Ältere Schilderungen, wie z. B. jene von Adam Müller Guttenbrunn[45], erwähnen einen Kramladen beim Brünnl – ähnlich wie bei den Wall-

fahrtsorten – wo, dem Charakter des Ortes entsprechend, Planeten, fromme Gebete, Rosenkränze, christliche Abzeichen, gute Lottonummern, Ansichtskarten und das Bild des schönen Karl feilgeboten wurden. Diese »philosophisch-richtigen Natur- und Monatszettel« oder Planeten, sowie manche andere wunderliche Schriften, waren in Znaim gedruckt worden. Zu den Druckschriften ähnlichen Charakters gehört auch jene, des bereits genannten Otto Paul Furtenbach, die seinerzeit um ein Geringes auch bei der Wirtin »Zur Agnes« in Sievering zu haben waren. Es war dies noch ein Erbe aus der Zeit Nebehay's, dem anscheinend auch die Erfindung der »Ternowuchtels«, sowie des »Glücksautomaten« ist. Infolge eines Irrtums L. Schremmers wurden in der »Döblinger Heimatkunde« seinerzeit diese Dinge und noch anderes mehr dem »alten Miestinger« in die Schuhe geschoben. Es sei daher an dieser Stelle richtiggestellt, daß die Gastwirtschaft »Zur Agnes« erst im Jahre 1895 von J. und Maria Miestinger übernommen wurde, die vor ihnen ein gewisser M. Nebehay führte. Dieser M. Nebehay war aber Mitherausgeber des von O. Pfeiffer oder Otto Paul Furtenbach, wie er sich schwungvoll nannte, geschriebenen Heftchens »Das Jungfernbründl« im Sieveringer Walde. Die »dem alten Volksbuch nacherzählte Sage« hat, wie wir gezeigt haben, ihren Ursprung in Schwaldoplers »Sagen der österreichischen Vorzeit«, Wien 1799. Als die Miestinger die Gastwirtschaft übernahmen, war jedenfalls der »Glücksautomat« schon da. Vorhanden war auch das in der Döblinger Heimatkunde erwähnte Agnesbild, sowie ein Ölbild von Karl, das lange Zeit über dem Haustor der Gastwirtschaft gehangen war, heute aber verdorben und verloren gegangen ist, während das Agnesbild, allerdings gleichfalls schon stark hergenommen, noch in der Toreinfahrt des Miestinger Wirtes hängt. Bereits in der Ausgabe seines Jungfernbründls vom Jahre 1877 gab Furtenbach-Pfeiffer, bzw. Nebehay, eine Abbildung des besagten Agnesbildes, wobei schon damals jene auffallenden Wasserflecken darauf zu sehen sind, die wohl von allem Anfang an absichtlich dem Bilde beigebracht wurden. Man vergesse nicht, daß Agnes auch eine Quellnymphe war und daß dieses Bild ähnliche Dienste zu verrichten hatte wie der Glücksautomat und die Ternowuchteln. Heute noch glauben manche Frauen nach einem sehr frommen »Vaterunser« in den Flecken und Linien Nummern entdecken zu können, so daß sich also eine ähnliche Situation ergibt wie beim Brünnl. Auf diese Weise gewinnen auch die »künstlichen Wasserflecke« auf dem Agnesbild Leben. Wir werden nicht fehl gehen, auch diese beiden Bilder, das Karl- und Agnesbild, der Ära Nebehay zuzuschreiben. Nebehay dürfte wohl auch die dazugehörige Sage vom Agnesbild erfunden haben.[46]

»Da war einmal ein armer Bauer, dem ging es so schlecht, daß er seines Lebens überdrüssig wurde. In seiner Verzweiflung stieg er auf den Hermannskogel, um sich zu erhenken. Während er nach einem passenden Baum suchte, erschien ihm Agnes und fragte ihn, was er vorhabe. Da klagte er ihr sein Leid. Sie winkte ihm, ihr zu folgen. Durch eine versteckte Bergspalte kamen sie zu einem unterirdischen Schloß, wo ihm Agnes einen Sack voll Kohlen gab. Sie bewirtete ihn dann, sprach ihm Trost zu und mit neuem Lebensmut nahm er endlich dankend Abschied. Da schenkte sie ihm noch ihr Bildnis und sprach: »Bewahre es auf! Wenn dir wieder solch trübe Gedanken kommen sollten, so betrachte es und erinnere dich meiner!«

Der Bauer ging nach Hause und dachte vor allem, die Kohlen zu verkaufen, da er Geld für Brot brauchte. Doch – er fand im Sack lauter blankes Gold. Nun baute er in Sievering ein stattliches Haus und ließ in Dankbarkeit das Bild der Fee über dem Eingang im Hofraum aufhängen. Nie mehr hatte er so traurige Gedanken, denn das Glück weilte bei seinem Hause.

Ein späterer Besitzer des Hauses, dem es unangenehm war, daß immer mehr und mehr Neugierige kamen, um das Bild zu betrachten, da sie glaubten, dann auch Glück zu haben, nahm es von der Stelle und versteckte es auf dem Dachboden. In der Nacht kehrte es aber

immer auf seinen alten Platz zurück. Viele Leute wollen an dem Bilde Glücksnummern gesehen haben.

Auf diesem Bilde hält Agnes etwas in der Hand, das einem Knochen ähnlich sieht. Daran knüpft sich folgende Begebenheit:

Einst sagte Agnes zu einem Bauer, er solle das erste, was ihm über den Weg komme, mit nach Hause nehmen. Da lag ein alter Knochen quer über dem Fußsteig. Voll Vertrauen steckte er das »Bein« zu sich. Zu Hause – welche Freude! – fielen Dukaten heraus.«

In einer Fußnote verweist L. Schremmer[47], dem wir diese Sage verdanken, in der Döblinger Heimatkunde auf das in der Toreinfahrt des Gasthauses »Zur Agnes« hängende Agnesbild, wohl aus dem Empfinden heraus, daß diese Sage zu dem Bilde erfunden wurde.

In einer kleinen Wiener Sammlung (»Aus der Wiener Scholle« betitelt, I. Teil) nennt der Herausgeber das findige »Schlaucherl«, womit er offenbar Nebehay meint, einen »Sagen-Appreteur«. Leider war es mir nicht möglich, nähere Daten über diese Schriftenreihe sowie den Namen des Herausgebers festzustellen, da mir nur ein auf das »Jungfernbrünnl« bezügliches Bruchstück zur Verfügung stand. Die Geschichte dürfte aus der Zeit um 1900 stammen.

Auf S. 40 schreibt der mir unbekannte Herausgeber:[48] »An diesen beiden Tagen (gemeint ist der Tag Johannis Enthauptung, 29. August und der Agnestag, 21. Jänner) war ehemals Sievering und speziell das eine Gasthaus, dessen Besitzer allgemein für weiser und verläßlicher galt, als der Verfasser des ›Egyptischen Traumbuches‹ selber, das Ziel einer kleinen Völkerwanderung, welche selbstredend eine Massenvertilgung von Heurigen und allen erdenklichen Eßwaren mit sich brachte. Großer Beliebtheit erfreuten sich namentlich die ›Terno-Wuchteln‹, welche anstatt mit eingesottenen Früchten mit Nummern-Zetteln gefüllt und mit recht ansehnlichen Preisen bezahlt wurden.

Der mehrfach erwähnte industriöse Wirth saß dann inmitten einer hundertköpfigen, fast ausschließlich aus alten Weibern bestehenden, andächtig seinen Worten lauschenden Menge, legte die verwickeltsten Träume aus, erzählte die haarsträubendsten Geschichten von der Agnes und ihren beiden Geliebten, dem Jäger Karl und dem noch ›viel säuberer'n Kohlenbauernbuam‹ – Geschichten, die ihre Anziehungskraft niemals einbüßten, da sie alljährlich eine entsprechende Ausgestaltung und Erneuerung erfuhren – pries ein von einem ›Einsiedler‹, der dazu ›zwanzig Jahr‹ ›braucht hat‹, verfertigtes automatisches Werk an, das für die in dasselbe geworfenen Geldstücke Nummern herausfallen ließ, und machte mit alldem die ausgezeichnetsten Geschäfte.

Gegen Mitternacht zog er dann, eine Fahne tragend und Kirchenlieder vorsingend, seiner einfältigen, vom Aberglauben verblödeten Gemeinde zum Brünndl, zur Agnes-, Karl- und Johanneswiese voran.

Insbesondere die letzterwähnte Örtlichkeit war dann die Stätte der unsinnigsten abergläubischen Handlungen. Die Weiber setzten sich – auch in der Agnesnacht! – leise betend auf die Erde, lauschten auf die geheimnisvoll flüsternden Stimmen, die da aus dem Boden dringen sollten, und zogen die ›Johanneswurzeln‹ aus, welche die Form eines bärtigen Männerkopfes besitzen und einen kräftigen Zauber gegen allerlei Krankheiten ausüben sollen«.

Der dem Gastwirt M. Nebehay schon gar nicht gut gesinnte Herausgeber deutet in dieser im übrigen dem Wiener Humor gewidmeten Schriftenreihe auch an, daß man dem Wirt das einträgliche Handwerk legte: »Es verlautet freilich, daß auch die Geistlichkeit über die bei den nächtlichen Umzügen vorgekommenen gröblichen Profanationen kirchlicher Gebräuche Beschwerde geführt habe; desgleichen soll aus Gründen der öffentlichen Sicherheit und Sittlichkeit eine schärfere Überwachung und Eindämmung der abergläubischen Ceremonien erforderlich gewesen sein.

Dem Veranstalter derselben wurde es demzufolge dringend ans Herz gelegt, seinem Thatendrang auf einem anderen Felde Befriedigung zu verschaffen und die Vermittlung des Verkehrs zwischen den Besuchern seines Gasthauses und den in der nächsten Umgebung desselben hausenden, der kleinen Lotterie ein so lebhaftes Interesse widmenden Geistern gefälligst einzustellen.

Was nützte unter solchen Umständen dem Ehrenmann die wunderbarste, funkelnagelneue Bereicherung und Ausschmückung der Agnes-Biographie?

Er machte also kurzen Prozeß und verkaufte sein Wirthsgeschäft mitsammt der Anleitung zur Bereitung von Terno-Wuchteln und Gespenstergeschichten und mitsammt dem von dem Erfinder in zwanzig Jahren verfertigten Automaten. Der Mann soll jetzt im zweiten Bezirk sein Gewerbe ausüben, ohne daß er sich bisher als Erfinder neuer Wunder bemerkbar gemacht hätte«.

Mit diesen etwas galligen Ausführungen des Herausgebers der »Wiener Scholle« war sicher niemand anderer als der Gastwirt Nebehay gemeint, der vor dem alten Miestinger die Gastwirtschaft führte und später dann für Nebehay das Bad ausgießen mußte.

Schon vor dem zweiten Weltkrieg war der »Betrieb« beim Brünnl nur mehr ein bescheidener Abklatsch früherer Tage. Immerhin: es herrschte Betrieb. Zahlreiche an den Bäumen befestigte Heiligenbilder in der Nähe des Brünnls erweckten den Eindruck einer Waldandacht und die Eingeweihten wußten Bescheid. Sie suchten und fanden ihre Glücksnummern im Brünnl und hatten ihre Erscheinungen im Wald. Und so manch eine Nacht verbrachten die Frauen beim Brünnl. Die Träume wurden dann zerpflückt und ausgedeutet und nach Nummern abgesucht.

Kam Johannis Enthauptung, d. i. der 29. August, dann kamen aus allen Winkeln der Stadt die berufsmäßigen Glücksmacher und Propheten zusammen, Kartenaufschlägerinnen und Planetenverkäufer, Straßenastrologen und sonstige Träger eines okkulten Wissens, die sonst für gewöhnlich irgendwo im Prater ihr Gewerbe betrieben. Und manchmal stahl sich auch eine Zigeunerin vorbei und prophezeite aus den Händen die Zukunft. Zahlreiche Ausflügler kamen zum Brünnl und hatten ihren Spaß und gerne lachte man auch über die paar alten Weiber, die sich als Karl und Agnes herausgeputzt hatten und nun in ihrem phantastischen Kostüm über die Jägerwiese schritten. Und wenn man Glück hatte, konnte man auch noch eine Frau mit Johanneswurzeln und Jerichorosen entdecken, die sie schüchtern und etwas ängstlich in irgend einem Winkel den Vorbeigehenden verkaufte. Oben auf der Jägerwiese aber klirrten im Gasthausgarten die Gläser und Kinder standen mit verlangenden Augen um die paar Jahrmarktstände herum, wo es Lebkuchenherzen und Zuckerwerk gab.

Dann kamen wieder Zeiten, in denen fast gar nichts mehr los war. Zumindest beim Agnesbrünnl, wo immer mehr der Glückstrom zu versiegen schien. Es kamen bittere Zeiten; es kam der Krieg.

Nur eine ganz geringe Beachtung fand die im Jahre 1941 von dem damaligen Kulturamt der Stadt Wien durchgeführte »Säuberung« des Agnesbrünnls. Die Bilder wurden von den Bäumen entfernt und das Brünnl wurde neu gefaßt. Nun blieben auch die letzten Frauen aus, die noch oben beim Brünnl geschlafen hatten. Sie fürchteten die fremde Polizei und schliefen wo anders im Walde, wo kaum jemand noch von ihnen wußte und wo niemand sie fand. Es waren nur mehr ganz wenige Frauen, die diese Sitte hielten. Sie setzten weiter im kleinen Lotto. Bis auf den heutigen Tag.

Kalt und nüchtern wirkt der von der Gemeinde Wien zur Erinnerung an diese denkwürdige Stätte aufgestellte Bildstock. Es soll wohl auch so sein, weil einstmals allzuviel Romantik an dieser Stelle die Köpfe verwirrte.

Der Bildstock trägt die kurzgefaßte Legende.

Einst entsprang diese Quelle an der Wurzel eines mächtigen Baumes.

Agnesbrünnl

heißt sie als Stätte alter Sagenüberlieferung nach Agnes, der Tochter eines Königs und einer Waldfee, die bei Baum und Quelle wohnte. Den König hatte einst ein verfolgtes Reh zum Agnesbrünnl geführt. Er ruhte dort die Nacht über und als er weiter zog, ließ er am Stamme des Baumes seine Rüstung zurück. Mit dieser Rüstung zog der Kohlenbrenner Karl, der Verlobte der Agnes, in den Türkenkrieg. Er wurde ein berühmter Held, doch kehrte er nie zu seiner Braut zurück. Als Schutzherrin des Ortes zeigte sich später Agnes den Waldleuten. Karl aber erschien nachts als schwarzer Ritter und man glaubte noch oft bei der Quelle den Waffenlärm seiner Reiterscharen zu hören.

Ausklang

In der Nähe der Kohlenbrennerbrücke unterhalb der Höhenstraße liegt ein zweites Brünnl im Wald, das Kohlenbrennerbrünnl heißt. Nur wenige kennen heute dieses Brünnl, um so mehr, da es, seiner Bilder beraubt, ganz unscheinbar am Wege liegt. Keine Tafel kündet seinen Namen und nur wenige Eingeweihte wissen von dem, was sich hier an diesem Orte einst ereignete und was auch heute noch bisweilen geschieht.

Vielleicht hatte sich damals schon, als die Behörden Buche und Quelle bei der Jägerwiese vernichtet hatten, ein Teil der »Gläubigen« nach dem Kohlenbrennerbrünnl verzogen, um hier im geheimen die Überlieferung weiter zu pflegen. Vielleicht schliefen damals schon auch Frauen im Walde in Erwartung wunderbarer Begebenheiten. Über allen diesen Vermutungen aber steht ein »Vielleicht?« geschrieben. Sicher aber herrschte um die Jahrhundertwende zur Zeit unserer Mütter und Väter auch bei diesem Brünnl ein sehr lebendiges Treiben, das in allem und jedem dem oben auf der Jägerwiese beim Agnesbrünnl glich.

Ein Zufall machte mich vor etwa fünfzehn Jahren auf das Kohlenbrennerbrünnl aufmerksam. Damals fragte mich dort im Walde eine alte Frau nach meinem Namen und wann ich geboren wäre. Diese Frage setzte mich natürlich in Erstaunen und seitdem gab ich keine Ruhe mehr, bis ich hinter die »Geheimnisse« meiner lieben »Brünnlnarren« gekommen war.

Vor der ziemlich großen Gemeinde, die mit geradezu rührender Liebe an dem Brünnl hing, sind eigentlich nur mehr zwei Frauen übrig geblieben, die gelegentlich noch beim Brünnl schlafen. Alle die anderen sind verstorben. Es sind durchaus dem Kleinbürgertum entstammende Frauen, die zum Brünnl gegangen sind und heute noch gehen. Männer haben dagegen weniger Verständnis für das Brünnl aufgebracht. Alle aber sind sie trotz der vielen Glücksnummern arme Leute geblieben und die noch Lebenden suchen bis heute anscheinend vergebens ihr Glück. Die meisten mir bekannt gewordenen Frauen waren Witwen oder sie standen von Jugend her allein im Leben. Viele von ihnen waren slawischer, meist tschechischer Abkunft. Manche sprachen nur ein gebrochenes Deutsch oder eines, das deutlich den slawischen Einschlag verriet und mitunter die Heiterkeit sogar der Brünnlnarren erregte. Sie waren einfache, schlichte, gute und fromme Menschen und beseelt von einer großen Liebe zur Natur, ein bißchen wohl angesteckt von der schwärmerischen Empfindsamkeit romantischer Zeiten. Infolge ihres hohen Alters und ihrer Bildungsstufe waren sie oft auch schon ein wenig kindisch. Manche unter ihnen schlug auch die Karten auf und dünkte sich als Prophetin. Aber ich wüßte mit einer einzigen Ausnahme kein Beispiel einer gewerbsmäßigen Tätigkeit in dieser Richtung. Die ein solches taten, gehörten kaum zum Kreis meiner »Brünnlnarren« – sie nannten sich

spaßhaft selber so – sondern sie taten es höchstens für sich selber oder im allerengsten Kreis. Aber alle waren sie hörig der Lotterie.

Manche Frauen gingen schon seit dreißig oder vierzig Jahren zum Brünnl. Es sind nicht bloß immer nur Frauen gewesen, die ihr Glück beim Brünnl suchten, es gab auch Männer, die mitunter bei den Frauen im Walde schliefen. Ich habe keine Anhaltspunkte dafür, daß dabei Dinge vorgekommen wären, die an die einstigen Vorgänge beim Agnesbrünnl erinnerten. Der Zweck dieses Schlafens im Walde war und ist, die dabei gewonnenen Träume nach Nummern auszudeuten und die im Halbschlaf oder auch Wachsein gehabten Erscheinungen (rollende und zerplatzende Kugeln, weiße Tiere, Karl und Agnes, Schimmelreiter, grüner Jäger usw.) gleichfalls in Glücksnummern zu übersetzen. Verglich ich die vielen »wahren« Begebenheiten, die die Frauen selber hatten, mit den bekannten um den Hermannskogel und das Agnesbrünnl kursierenden Sagen, dann sah ich Verwandtes und Gleiches. Die Frauen erlebten immer wieder von neuem die gehörten und bekannten Sagenmotive, wobei es merkwürdig war, daß sie einerseits von der Wirksamkeit und dem Bestehen dieser »Geistergestalten« vollkommen überzeugt waren, andererseits aber selber Fälle zum besten gaben, die von einer bewußten Irreführung erzählten. So hörte ich u. a. auch die folgende Geschichte, die sich in Wahrheit zugetragen haben soll. Da lebte einmal in der Paulinengasse in Währing ein Milchmeier, dessen Frau des öfteren auf der Jägerwiese schlief und eine rechte und fanatische Lotterieschwester war. Darüber ärgerte sich ihr Mann sehr, der von allen diesen Dingen nichts wissen wollte. Er beschloß daher in seinem Grimm, seiner Frau einen »Schimmelreiter« aufzuspielen, daß sie ihr ganzes Leben daran denken sollte. Der Mann lieh sich einen Schimmel aus und auf diesem preschte er um die zwölfte Stunde mitternachts vom Hermannskogel herunter auf die Jägerwiese zu. Mitten unter die Weiber, die am Rand des Waldes schliefen. Die Frauen erwachten, darunter auch des »Schimmelreiters« Weib. Schon war er bei ihm und ehe sie sich umsah die Alte, hatte sie auch schon drei kräftige Watschen sitzen. Dann auf und davon! Der Schimmelreiter verschwand. Am nächsten Tag war der nächtliche Vorfall natürlich die Sensation der Paulinengasse. Alle sprachen sie darüber. Das geohrfeigte Weib aber setzte in der Lotterie auf die drei Watschen, und das Wunder geschah, und sie gewann. Worauf der Schimmelreiter später seine Sünden einbekannte ... Die Brünnlweiber lachten über diese Geschichte und dachten nicht daran, daß auch ihnen einmal etwas Ähnliches passiert sein könnte. Der Dumme war immer der andere. Warum sollte es bei den Brünnlweibern anders sein als sonst im Leben?

Wenn die Frauen zum Brünnl gingen, waren sie stets bereit, ein Wunder zu erleben. Sie gierten förmlich danach. Es kam auf die »Begegnisse«, die sie dabei hatten, an. Sie wurden hellhörig und -seherisch und nichts entging ihrer gesteigerten Aufmerksamkeit. Phantasie und Einbildungskraft wurden übermächtig. So kam es wohl vor, daß sie plötzlich neben sich eine fremde Person zu sehen vermeinten, die mit ihnen sprach. Das geschah mitten am hellichten Tag. Dann war diese Person ebenso plötzlich, als sie gekommen war, wieder im Wald verschwunden. Wie vom Erdboden verschluckt oder mit einigen Sätzen im Graben. Besonders aber wenn der Vollmond schien, wollten sie solche Erscheinungen gehabt haben. Symptome einer gewissen Hysterie sind dabei nicht von der Hand zu weisen. Manche wiederum träumten so lebendig, daß sie nicht sagen konnten, ob sie die Erscheinungen im Schlaf (Traum) oder im Wachen gehabt hätten, andere dagegen rühmten sich, Bilder und Gesichte im Brünnl geschaut zu haben, die später in Erfüllung gingen. Fast eine jede spielte sich ein wenig als Prophetin auf, die eine mehr, die andere weniger, ohne aber ein besonderes Aufsehen von sich zu machen. Alles war sozusagen für den »Privatgebrauch« berechnet. Es geisterte auf, unter und zwischen den Bäumen im Walde, feurige Kugeln rollten über den Boden und an den Bäumen

empor, Geistertiere und geisterhafte Wesen aus dem Sagenschatz des Hermannskogels, meist weiß gekleidet, tauchten auf und verschwanden spurlos zwischen den Bäumen. Es war nicht geheuer im Sieveringer Wald. Davon war eine jede Alte felsenfest überzeugt und ebenso sind es auch die letzten Eingeweihten bis auf den heutigen Tag.

Obwohl eine gewisse Ähnlichkeit sie beherrschte, gingen sie doch immer wieder zum Brünnl und schliefen viele Nächte bei ihm. Nicht nur beim Kohlenbrennerbrünnl, sondern auch beim Agnesbrünnl schliefen meine Brünnlnarren. Sie zeigten mir die Stelle beim Agnesbrünnl, beim Kohlenbrennerbrünnel hatte ich Gelegenheit, sie zu photographieren. Unter den verschiedenen bereits genannten besonderen Brünnltagen war die Nacht vor Johannis Enthauptung (29. August) die wichtigste. An diesem Tag fand das Brünnlfest auf der Jägerwiese statt. Nachklänge davon sind bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben. Die Frauen schliefen im Walde. Sie trugen Säcke herbei, füllten diese mit trockenem Laub, sie brachten Decken und Polster und kochten auch im Walde ab. Sie machten sich ein richtiges »Zigeunerlager« und waren begeistert von der Romantik desselben. Sie erzählten mit viel Freude und tiefem Glück von dieser schönen Zeit. Sie standen mit dem Forstamt und mit der Polizei auf gutem Fuß. Man ließ behördlicherseits die paar alten ungefährlichen Weiblein in Ruhe, duldete stillschweigend ihre »Narreteien« und nicht selten besuchten sie nachts auch Polizisten, die beim »Weiberlager« auf ihren Dienstgängen vorbeikamen und ein ihnen angebotenes Schalerl Kaffee nicht verachteten. Mit großer Dankbarkeit und Genugtuung nahmen die alten Frauen diese Duldsamkeit zur Kenntnis. Sie erzählten mir gerne davon. Um so größer war dann später die Angst, die sie vor der fremden Polizei empfanden und die für ihr Treiben im Walde kein Verständnis zeigte. Es war dies um die Zeit, als droben auf der Jägerwiese die Bilder beim Agnesbrünnl entfernt wurden und auch die Weihe- und Andachtsstätte beim Kohlenbrennerbrünnl zerstört worden war. Damals flohen die Frauen vor den Stätten ihrer nächtlichen Zusammenkünfte, sie getrauten sich nicht mehr, und so zogen sie es vor, irgendwo an den Hängen des Vogelsangberges im geheimen zu nächtigen. Sie fanden auch dort schließlich ihre Träume und ihre glückbringenden Nummern. Als der Krieg zu Ende war und auch sonst wieder die alten Verhältnisse sich zu bilden begannen, kehrten sie wieder zum Kohlenbrennerbrünnl zurück. Das Agnesbrünnl blieb dagegen weiter verwaist. Die unvolkstümliche Gedenktafel mochte den Frauen nicht gefallen, der Ort war ihnen entweiht, seitdem er eben der öffentlichen Schonung anheimgestellt war. Die Bäume blieben beim Agnesbrünnl weiterhin kahl. Dagegen regte sich beim Kohlenbrennerbrünnl – wenn auch zunächst sehr schüchtern – wieder das alte Leben. Eines Tages hing von unbekannter Hand – es war natürlich eine meiner Brünnlnarren – befestigt ein ärmliches Heiligenbildchen an einem Stamm, dort wo einst schon zahlreiche Bilder gehangen waren und viele in die Rinde eingeritzte Herzen, Buchstaben und Jahreszahlen, längst schon ganz vernarbt, die Betätigung schwärmerischer Gemüter kennzeichneten. Dem einen Bildchen folgte ein zweites, ein drittes. Bei einem anderen Besuch sah ich sie wieder vom Baum entfernt. Und wiederum nach einiger Zeit prangte an einem anderen Baum das Zeichen eines treuen Glaubens. So oft ich hingekommen war, sah ich als Eingeweihter die Spuren eines heimlichen Tuns, an denen Fremde natürlich nichtsahnend vorbeigegangen waren. Bis ich mich dazu entschloß, die Verbindung mit meinen Brünnlnarren wieder aufzunehmen und eben dadurch vieles Neue und mir noch Unbekannte von ihnen erfuhr. Mittlerweile hatte der Tod ihre Reihen gelichtet und so manch eine, deren Bild ich in den großen Tagen des Kohlenbrennerbrünnls machte, weilt nicht mehr unter uns. Es sind nur mehr wenige, die sich um das Brünnl scharen. Eine Junge ist nicht mehr darunter.

Zwei Dokumente aus jener »großen Zeit« des Kohlenbrennerbrünnls habe ich noch in den Händen. Es sind zwei unscheinbare Papierfetzen, in die vielleicht einmal ein Stück Wurst oder Butterbrot eingewickelt worden war und die dann als »Briefpapier« Verwendung fanden. Auf dem einen Papier hatte eine Hand geschrieben.

> Liebe Waldfen und Prinzen. Wenn Sorgen und Kummer mir Qual bereit so lauf ich zu Euch obs Rengt oder Schneibt. Weigoni Maibäkt tesan so gute Leut, die bringen mir Trost zu jeder Zeit. Die Agnes macht a Luri das Mizl Anna und da Mann ham a freit. Am Heiligen Abent werden mir Bescheren in Wald da fintma Numer so balt.
>
> Mit Gruß Agnes.
>
> (90. 26. 60)

Dieses Schreiben oder diesen Brief fand ich zusammengefaltet hinter einem Heiligenbild versteckt, wohl als Mitteilung an die anderen Brünnlnarren gedacht. Ich zerbrach mir viel den Kopf darüber. War mir doch manches unverständlich. Noch unverständlicher aber folgendes Schreiben, das mutmaßlich an dem gleichen Tag geschrieben wurde.

Unter drei Namen stand die kurze Bemerkung: waren heute den 6/12 1936 in Nazaret bei der Taufe.

Lange war ich der Meinung, einer Wiedertäufer-Sekte auf der Spur zu sein, bis eines Tages auch dieses rätselhafte Schreiben seine ganz gewöhnliche und eigentlich enttäuschende Erklärung fand.

Im Überschwang romantischer Gefühle nannten sich die Brünnlnarren auch »Waldfeen und Prinzen« halb im Spiel und halb im Ernst. Sie hörten es auch ganz gerne, wenn die Polizeimänner sie im Scherz Zigeuner nannten in Hinblick auf ihre nächtlichen Lager im Walde. Wenn es in dem Briefe hieß, die Agnes machte a Luri, da meinte die Briefschreiberin damit, daß sie einen Kaffee für ihre Leute gekocht hatte, und zwar sie selber, die zufällig eben Agnes hieß, mit Agnes der Waldfee aber keine Verwandschaft besaß. Zu Weihnachten aber feierten die »Waldfeen und Prinzen« Weihnachten im Walde und stimmungsvoll brannten die Kerzen am Christbaum. Bei allem, was sie taten, wurde auf die glückbringenen Nummern nicht vergessen. Eine jegliche Handlung besaß sozusagen seine zahlenmäßige Bedeutung. Zahlen, die in der Lotterie das große Glück versprachen.

Zu Johannis spielten sie scherzhaft die Karl- und Agnes-Sage dergestalt, daß sie sich als Karl und Agnes verkleideten. Auch einen Priester stellten sie dar, der die beiden traute. Zum Zeichen seiner Würde trug er einen Gansflügel, den er als Weihwedel benützte. Wer drin etwa eine Verhöhnung des Religiösen sähe, der befände sich auf einem völlig falschen Weg. Dies kam den alten Frauen gewiß nicht in den Sinn. Dazu waren sie in ihrem Herzen viel zu fromm, viel zu gläubig im echten Sinne des Wortes. Sie spielten nur die Brünnlnarren, so wie eben Kinder spielen, sie spielten zu ihrer Unterhaltung, zur Freude ihres einfältigen Gemütes. Und am Rande des Spiels lagen die glückbringenden Nummern. Es mag manchmal Augenblicke gegeben haben, bei denen sie die Schwelle des Spiels überschritten und in die Wirklichkeit gerieten und dann glaubten, tatsächlich die Gestalten des Spieles selber zu sein. Dann waren sie eben die Waldfeen und Prinzen, die ihr Denken stark bewegten und in ihren Köpfen spukten. In diese spielerische Gedankenwelt – denn ich wage nicht, darin einen tieferen religionsgeschichtlichen Sinn zu erblicken – gehört auch jene »mystische« Taufe, die ich um ein Haar völlig mißverstanden hätte. Einfacher, als ich jemals ahnen hätte können, klärte sich auch dieses Schreiben auf.

»Ja damals ham' ma an Fetzenbankert g'macht und ihn dann zum Spaß tauft, der Hetz halber, wissen's, damit d'Männer und Fraun an Anhaltspunkt für d'Lottonummern ghabt ham«. Also haben meine Brünnlnarren am 6. Dezember 1936 einen Fetzenbankert (eine Puppe aus alten Lumpen) gemacht und sie haben sich damals gewiß dabei recht gut unterhalten. Und um Haaresbreite wären sie darob in meinen Augen zu einer Sekte geworden ...

Ob der Zauber des Agnesbrünnls endgültig im Schwinden ist und bald nur mehr in Chroniken, Archiven und Aufzeichnungen schlummern soll, oder ob es die Bedeutung vergangener Zeiten wieder erlangen wird – das ist wohl schwer mit Sicherheit vorauszusagen.

Anmerkungen

[1]Adolf Schmidl, Wien's Umgebungen auf zwanzig Stunden im Umkreis. Nach eigenen Wanderungen geschildert durch ... Wien 1835. I. Bd.

[2]Alphabetische Reihenfolge und Schilderungen der Ortschaften in Niederösterreich. Wien 1903. Siehe: Kollnbrunn-Kogelbrunn.

[3]Lothar Schremmer, Sagen und Geschichte Döblings. In: Döblinger Heimatkunde, 3. Bd. Wien 1922, S. 468/69.

[4]Sartori, Mahlerisches Taschenbuch für Freunde interessanter Gegenden, IV. Jg. 1816. S. 78 und II, Jg. 1813.

[5]Adolf Schmidl, a. a. O. S. 266.

[6]Gaheis, Wanderungen und Spazierfahrten in die Gegenden um Wien, Wien 1798, I. Bd. S. 21.
Im 3. Bd. seiner »Wanderungen und Spazierfahrten« nimmt Gaheis in den »Nachträgen« noch einmal Bezug auf den Jungbrunnen und schreibt: »In dem ersten Bande der Wanderungen erwähnten wir eine Quelle, welche auf dem Wege von Höflein nach Greifenstein (S. 21) nahe an einer steinernen Kreuzsäule murmelnd sich aus dem Gesträuche ergießt. Mit Vergnügen sehen wir, daß in den Sagen der österreichischen Vorzeit (Wien 1799) diese Quelle zum Gegenstand eines artigen Romans gewählt wurde, unter dem Titel: Die Nymphe des Jungbrunnens.« Und nun folgt der Inhalt dieses »Romans«.

[7]Johann Schwaldopler, Sagen der österreichischen Vorzeit, Wien 1799, S. 3.

[8]Theodor Vernaleken, Mythen und Bräuche des Volkes in Österreich, Wien 1859. S. 3 ff.

[9]Otto Paul Furtenbach (Otto Pfeiffer), Die Waldnymphe oder »Das Jungfernbründl«. Sage, dem alten Volksbuche nacherzählt. Im Verlage der Herausgeber Otto Pfeiffer und Michael Nebehay. Wien 1875.
Die Auflage aus dem Jahre 1887 betitelt sich: Der »Jungendbrunnen« im Sieveringer Wald.

[10]Adolf Schmidl a. a. O. 3. Bd., S. 515. Schmidl schreibt zu diesem merkwürdigen Jungendbrunnen: »Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges soll hier ein General-Lieutenant Jungend in einem Gefecht geblieben sein (?). Ein Stein, unter welchem eine köstliche Gebirgsquelle hervorströmt, hat eine neue Schrifttafel mit folgenden Worten: Epetaphe, General-Lieut, Adolph Jungend. Geblieben von einer Kugel aus einem Schlangen Schlunde am 31. July 1624 im 6. Jahr des 30jährigen Religions Krieges. – Darüber ein Marienbild, vor welchem täglich Abends eine Lampe brennt, hat die Unterschrift. »Maria Jungendbrunn neu errichtet 1825.« Ein Betschemel steht dabei. Blumenbeete sind in der Nähe gepflanzt, und ein Ruhesitz mit einem Tischchen ladet zum längeren Weilen an diesem stillen Plätzchen ein.« Bei diesem Jungendbrunnen, auf den mich zum erstenmal Herr Erich Dolezal verwiesen hat, handelt es sich wahrscheinlich um ein Beispiel der zahlreichen mittelalterlichen Jungbrunnen (siehe auch den Höfleiner Jungbrunnen), durch dessen Wasser nach dem Volksglauben alternde Personen verjüngt und Kranke geheilt wurden. Die Nähe Badens erhöht noch diese Wahrscheinlichkeit. Die Verbindung mit einem schwedischen Oberst, bzw. General-Lieutenant aus dem Dreißigjährigen Kriege ist natürlich eine nachträgliche Erfindung, ähnlich wie auch in der Agnes-Sage die historische Persönlichkeit eines Gustav Adolf einbezogen wurde. Jedenfalls ist auch die Bezeichnung »Jungendbrunnen« für das Agnesbrünnl keine originelle Erfindung der beiden Verfasser Furtenbach und Nebehay gewesen, desto mehr haben sich aber die alten Frauen den Kopf über diesen ungewöhnlichen Namen zerbrochen. Sie dachten an eine Jugend am Ende usw., ein Zeichen u. a. dafür, daß keine rechte Kontinuität zum Begriff eines Jungbrunnens mehr vorhanden war, obgleich auch das Wasser des Agnesbrünnls allgemein als heilkräftig galt.

[11]Guido von List, Deutsch-Mythologische Landschaftsbilder, Berlin 1891.

[12]L. Schremmer, a. a. O. Döblinger Heimatkunde. S. 123.

[13]Döblinger Heimatkunde, a. a. O., S. 515.

[14]Ambros Legler, Die Kirche von Sievering im Verlauf von 600 Jahren. In: Sievering 1330 – 1930. S. 12.

[15]Friderike Gorski, Baum und Quelle in ihrer Bedeutung für den Niederösterreichischen Volksglauben. In: Unsere Heimat, N. F. VII. Bd. 1934.

[16]Friderike Gorski, a. a. O., S. 131. In diesem Zusammenhang möchte ich auf die zahllosen Beispiele von Baum- und Quellverehrung bei Kelten, Römern und Germanen verwiesen haben, jenen Völkerschaften, die für unsere Gegend von größter Bedeutung waren. Es ist daher auch durchaus damit zu rechnen, daß manch dunkle Erinnerung in Glaube und Sage an jene Zeiten im Volke weiterlebt, ohne daß wir in der Lage sind, hiefür im einzelnen den wissenschaftlichen Beweis zu erbringen. Jedenfalls ist die Kontinuitätslücke bei allen mythischen Erklärungsversuchen stets peinlich. Haben sich

aber schon in vorchristlicher Zeit diese Gefühlswelten um Baum und Quelle als sehr lebhafte Impulse des religiösen Lebens erwiesen, so gilt dies nicht minder für die christliche Zeit. Die Geschichte des Agnesbrünnls ist ein treffliches Beispiel hierfür, so daß wir mit gutem Recht die Glaubensmotive um Baum und Quelle als »zeitlos« betrachten dürfen.

[17]Adolf Schmidl, a. a. O., S. 257, 1. Bd.

[18]Theodor Vernaleken, a. a. O., S. 11.

[19]Kaiser Josef und die Glückswaberl vom Jungfernbrünnl. Wien. Ich verdanke den Hinweis auf dieses typisch volkstümliche Erzählungsgut Herrn Dr. Leopold Schmidt, wofür ich ihm auch an dieser Stelle danken möchte.

[20]L. Schremmer, Döblinger Heimatkunde, a. a. O.

[21]Viktor Bibl. Die Marienbuche und Wunderquelle auf dem Hermannskogel. Jahrbuch für Landeskunde und Heimatschutz von Niederösterreich und Wien, N. F. 20. Jg. 1926 u. 1927. Ich verdanke den Hinweis auf diese vortreffliche Arbeit dem bekannten Wiener Lokalhistoriker Gugitz. Die auf Polizeiakten und Pfarrchroniken aufgebaute Arbeit stellt eine sehr wesentliche Bereicherung des volkskundlichen Wissens um das Agnesbrünnl dar. Ein ausgezeichnetes Zeitgemälde, auf das Bibl selbstredend aus platztechnischen Gründen nicht näher einzugehen vermochte und auf das auch hier nur hingewiesen werden kann, verdanken wir dem damaligen Weidlinger Pfarrer Franz Xaver Schwoy in der Weidlinger Pfarrchronik. Das Pfarramt von Weidling war so liebenswürdig, mir einen Einblick in diese Chronik zu gewähren, wofür ich auch an dieser Stelle danken möchte. In diesem Zusammenhang sei ferner hier darauf verwiesen, daß wir in Weidling auch mit einer anderen verschollenen Wallfahrt zu rechnen haben, nämlich mit den Wallfahrten zum hl. Kreuz von Weidling. Aber die über dem hl. Kreuz errichtete Kapelle wurde wie so viele andere Gnadenstätten unter Josef II. abgebrochen »und das Kreuz in die Pfarrkirche übergetragen. Die Wallfahrten der Holzschieber und Stromler aus Lichtental und der Rossau erhielten sich trotzdem bis zum Jahre 1864. Mißstände haben das Verbot dieses alten Brauches herbeigeführt.« (Anton Mailly, Weidlinger Idylle. Volks-Zeitung vom 21. 8. 1936.) Diese vom Jahr 1737 an beginnenden Wallfahrten stellen eine Art Vorläufer zu den allerdings kirchlich ungeregelten Wallfahrten zum Agnesbrünnl dar.

[22]Viktor Bibl, a. a. O., S. 80.

[23]Viktor Bibl, a. a. O., S. 81. Das besagte Marienbild hängt auch heute noch in der Sakristei der Weidlinger Pfarrkirche. Die seinerzeitigen silbernen Votive sind während der Kriegsereignisse verloren gegangen. Schwoy berichtet in der Chronik, daß außer den verschiedenen Heiligenbildern auch mehrere Votivtafeln an den Bäumen beim Agnesbrünnl befestigt wurden. Diese Votivtafeln, ohne nähere erklärende Aufschrift, boten den Abergläubischen – wie Pfarrer Schwoy meint – ein leichtes Spiel, Wunder auf Wunder hineinzudichten. Diese Votivtafeln am Baume, die Schönheit des Baumes, das Wunder bewirkende Frauenbild, das heilkräftige Wasser – das alles waren die Gründe für die Wallfahrten, die in steigender Zahl sich hier einfanden.

[24]Viktor Bibl, a. a. O., S. 81. Es ist bezeichnend, daß bis in die letzte Zeit an der Erscheinung weißer Gestalten festgehalten wurde.

[25]Viktor Bibl, a. a. O., S. 83.

[26]Viktor Bibl, a. a. O., S. 85.

[27]Johannes Hofer. Der heilige Klemens Maria Hofbauer. Ein Lebensbild, Freiburg i. Br. 1923, S. 293.

[28]Johannes Hofer, a. a. O., S. 295.

[29]Johannes Hofer, a. a. O., S. 333/34.

[30]Johannes Hofer, a. a. O., S. 343.

[31]Johannes Hofer, a. a. O., S. 356.

[32]Johannes Hofer, a. a. O., S. 363.

[33]Johannes Hofer, a. a. O., S. 406.

[34]Johannes Hofer, a. a. O., S. 406. Bei Wilhelm Hünermann (Der Bäckerjunge von Znaim Pater Hofbauer, Innsbruck-München 1939, S. 287) lesen wir in diesem Zusammenhang: »Aufs schärfste mißbilligten sie die Predigten Hofbauers, der das ganze katholische Glaubensgut ohne jeden Abstrich, ohne jede Rücksichtnahme auf den Zeitgeist verkündete, der vom Ablaß sprach, von der Heiligenverehrung, von der ewigen Hölle und anderen Dingen, über die man seit Jahrzehnten auf den Wiener Kanzeln geschwiegen hatte. Sie nahmen Anstoß an der sehr volkstümlichen Art dieses Predigers, die sich so sehr vom herrschenden Kanzelton unterschied, an den Volksandachten, Prozessionen und Wallfahrten, die Hofbauer veranstaltete.«

[35]Viktor Bibl, a. a. O., S. 85.

[36]Johannes Hofer, a. a. O., S. 289.

[37]Johannes Hofer, a. a. O., S. 291.

[38]Johannes Hofer, a. a. O., S. 293.

[39]Viktor Bibl, a. a. O., S. 86.

[40]Viktor Bibl, a. a. O., S. 88. Es wundert uns nicht, daß die Vorgänge beim Jungfernbrünnl auch schließlich die damalige Presse beschäftigen mußten. Schwoy ist sehr erbost (Weidlinger Pfarrchronik) über den Bericht in der »Allgemeinen Zeitung« vom 16. August 1817, in dem die Tatsachen in verzerrter Weise wiedergegeben wurden. So ist darin bereits von einer Sekte die Rede, an deren Spitze eine Gräfin steht, von einer Wallfahrt zu einer Eiche und »obgleich daselbst kein geweihter Ort ist, so wollten sie doch den Pfarrer des benachbarten Dorfes Sievering zwingen, daselbst Messe zu lesen, ja die Gräfin dachte sogar, daß sie es tun würde, wenn sich der Geistliche weigern sollte. Da die Regierung zu rechter Zeit von dem Ortsgeistlichen auf diesen Unfug aufmerksam gemacht wurde, so darf man mit Grund hoffen, daß diesem Unwesen durch angemessene Maßregeln im grünen Keim ein Ziel gesetzt werden wird, ehe es zu Gräueltaten führt, wie die, welche man im verflossenen Jahr in Oberösterreich erleben mußte.« Es war gewiß schon damals nicht leicht, sich

durch einen Wust von Wahrheit und Dichtung hindurchzufinden. Die leidenschaftlichen Stellungnahmen trugen sehr zur Verwirrung der Geister bei.

[41]Adolf Schmidl, Wiens Umgebungen, a. a. O., S. 257.

[42]Theodor Vernaleken, a. a. O., S. 4/5.

[43]Theodor Vernaleken, a. a. O., S. 5.

[44]Theodor Vernaleken, a. a. O., S. 5.

[45]Adam Müller Guttenbrunn, Altwiener Wanderungen und Schilderungen. Schulbücherverlag, Wien 1915. S. 8 f.

[46]Ein Bildnis des Karl hängt schließlich auch bei einem Wirt im Kaasgraben, wo zu Michaeli am 29. September Tanzfestlichkeiten stattfanden, bei denen auch Karl und Agnes in Verkleidung erschienen. Wie beim Agnes-Bild des Miestinger Wirtes wollte man auch im Karl-Bild des Kaasgraben-Wirtes Lottonummern erkennen.

[47]L. Schremmer, Döblinger Heimatkunde, a. a. O.

[48]Aus der Wiener Scholle: »Vom Jungfernbrünndl«. 1. Der Sagen-Appreteur. (Zum Tage Johannis Enthauptung). Ich bin leider nicht in der Lage, über Erscheinungsort dieser Quelle nähere Auskunft zu geben. Bei dieser Gelegenheit möchte ich auf die nicht uninteressante Volkserzählung »Das Jungfernbrünnlein bei Sievering« verwiesen haben, auf die mich in freundlicher Weise Herr Professor Dr. Robert Bleichsteiner aufmerksam gemacht hat. Erschienen in der Allgemeinen National-Bibliothek Nr. 82. Wien o. J. Die Erzählung lehnt sich wohl ein wenig an die uns bekannte Agnes-Sage an, ist aber im übrigen völlig frei erfunden, dem Geschmack ihrer Leser Rechnung tragend. Literarisch verwertet wurde das Agnesbrünnl auch von Wilhelm Kubie in seinem Entwicklungsroman »Der Fels und die Wellen«, erschienen im »Österreichischen Verlag für Belletristik und Wissenschaft«, Alt-Aussee, Linz und Wien 1946. Von Anzengruber heißt es, daß er in seiner Kindheit oft zusammen mit seiner Großmutter beim Agnesbrünnl weilte.

Verzeichnis der Bildbeigaben der Originalausgabe die nicht reproduziert werden konnten.

Titelbild. »Der Jungfraubrunnen am Kobel« (aus Sartoris Mahlerischem Taschenbuch vom Jahre 1813).

I. »Der Jungfrauenbrunn bey Sievering nächst Wien« (Aus den städtischen Sammlungen in Wien).
II. Das Agnesbrünnl vor seiner Säuberung im Jahre 1941.
III. Augenwaschen beim Agnesbrünnl.
IV. Nummernsuchen beim Agnesbrünnl.
V. Kartenaufschlägerin beim Agnesbrünnl.
VI. »Die Hausmasterin der Höll«.
VII. Zigeunerin liest aus der Hand die Zukunft.
VIII. Der Bildstock mit der Agnessage.
IX. Das Agnesbild in der Toreinfahrt der Gastwirtschaft »Zur Agnes« in Sievering. (Der Druckstock des Bildes wurde von J. Miestinger freundlichst zur Verfügung gestellt.)
X. Das Kohlenbrennerbrünnl. (Nach einer alten Postkarte in den städtischen Sammlungen Wien.)
XI. Das Kohlenbrennerbrünnl vor dem Kriege.
XII. Nachtlager beim Kohlenbrennerbrünnl.
XIII. Beim Kohlenbrennerbrünnl Frühling 1949.
XIV. Eine der Getreuesten vom Brünnl.
XV. Die Seite eines Traumlottobilderbogens, in Anlehnung an die »Mandlkalender«, auch »Mandlbogen« genannt.
XVI. »Die Glückswaberl« vom Agnesbrünnl. (Zeichnung Professor O. Kaudelka.)

Bildtafeln nach Aufnahmen vom Verfasser (2, 3, 4, 5, 6, 7, 11 und 12) und von H. Buresch (8, 13 und 14).

Bildunterschriften

Der Jungfrauenbrunn bey Sievering nächst Wien – so wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts das Agnesbrünnl genannt. Der Stich zeigt die Wallfahrten, die seinerzeit vor 1817

zum Brünnl unternommen wurden. (Aus den städtischen Sammlungen in Wien.)

Das Agnesbrünnl vor seiner »Säuberung« im Jahre 1941. Die Bilder wurden damals von den Bäumen entfernt und das Brünnl wurde neu gefaßt.

Frauen wuschen sich gerne mit dem »stärkenden« Wasser des Agnesbrünnls die Augen. Man sah dann besser die Nummern. Rechts im Hintergrund ein Planetenverkäufer.

Am Grunde des Brünnls suchen Mädchen und Frauen – aber auch Männer – glücksbringende Nummern und Zeichen.

Kartenaufschlägerinnen weissagen am Brünnl-Tag (29. August) den Besuchern die Zukunft aus den Karten. Scherz und frohe Laune ließen den Alltag vergessen.

»Die Hausmasterin der Höll« – eine einst sehr bekannte Figur aus der Welt der »Sibyllen«.

Zu Johannis Enthauptung kamen am »Brünnl-Tag« manchmal auch Zigeunerinnen zum Brünnl und weissagten dort den Ausflüglern aus der Hand die Zukunft.

Der von der Gemeinde Wien zur Erinnerung an diese denkwürdige Stätte aufgestellte Bildstock mit der Agnessage.

Agnes.

Eine Kreidezeichnung aus der Biedermeierzeit. Das Bild wurde seinerzeit in dem Sagenheftchen Furtenbachs gebracht und später wieder von der Döblinger Heimatkunde aufgenommen. Man beachte die »Wasserflecken« auf dem Bilde.

Das Kohlenbrennerbrünnl nach einer alten Postkarte aus der Zeit und 1910. Die damals noch jungen Buchen tragen heute viele eingeritzte Zeichen.

Das Kohlenbrennerbrünnl aus der Zeit vor dem Kriege. Heute sind die Bilder von den Bäumen entfernt und die Quelle ist abgeleitet.

Besonders in der Nacht vor Johannis Enthauptung (29. August) schlief man gerne beim Brünnl. Prophetische Träume und glückbringende Nummern waren der Lohn.

Nahen die ersten warmen Tage des Jahres, dann geht man wieder zum Brünnl. Der Verfasser des Buches im Gespräch mit seinen »Brünnlnarren« – so nannten sie sich selber.

Eine von den Getreuen des Kohlenbrennerbrünnls. Sie geht viele Jahre hindurch zum Brünnl und schläft gelegentlich auch bei ihm.

Die Seite eines »Mandlbogens« aus einem alten Traumbuch.

Die »Glückswaberl« vom Agnesbrünnl. Ihr Schirm ist bespickt mit Lottozetteln.

Walter Hirschberg

Haikus

Trockene Lyrik
in Haikus und Senryus
liebend gebettet . . .

Denkst du in Haikus,
dann zählst du die Silben
wie behext von dem Spiel.

SENRYU heißen
die Silben des Haiku,
wenn sie Verstand küßte.

Lyrik ist Luxus,
nur Begabten vergönnt,
im Stillen belächelt.

Vor allem: Nein! Ich
bin kein Dichter, ein Spieler bloß
mit Wort und Silbe.

Man hämmert und feilt
an Worten und Silben, so
als wär man ein Schmied.

Schneeklümpchen hängen
wie Blüten an Baum und Strauch.
Auch ein Aprilscherz?

Strahlende Sonne
am Morgen. Ein Wunder.
Es jubelt der Vogel.

Der erste Vogel
begrüßte noch im Halbschlaf
den dämmernden Morgen.

Heimlich wie im Traum
zwitschert einsam ein Vogel
spät noch am Abend.

Heiser krächzen die
Krähen, leise flötet
die Meise vom Frühling.

Der Hoffnung folgt die
Enttäuschung, denn über Nacht
fiel wieder der Schnee.

Flötet die Meise
im Garten, gurrt indessen
die Taube am Dach.

Blühender Kirschzweig
im eigenen Heim, Bote
nahenden Frühlings.

Schneerosen geschützt,
Schneeglöckchen zuhauf,
und das Wettpflücken beginnt.

Es taut ein wenig,
doch es taut, und dies allein
läßt wieder hoffen.

Tauender Schnee in
der Stadt; hörbares Tröpfeln
in den Kanälen.

Frühlingsregen wäscht
die Straßen rein, als wär's der
Osterputz der Stadt.

Schon sind die Knospen
bereit, sich ohne Scheu
dem Frühling zu öffnen.

Laut tönend flötet
die Meise im Garten die
werbenden Rufe.

Der reinste Schnee in
jeder Stadt findet zumeist
sein Ende im Dreck.

Oft wird der Frosch
mit der Kröte verwechselt,
doch beiden zu Schaden.

Ist das Froschkonzert
für viele auch Plage,
ist es ja doch Musik.

»Au!« – ein Wehlaut und
»Unsere Au« sie wurde
Symbol der Natur.

Mit »Gesang« umgrenzt
der Vogel sein Revier, und
der Mensch glaubt: er singt.

Birken bringen den
Frohsinn ins Land, Tannen das
Dunkel der Wälder.

Von den Gipfeln der
Berge schreitet bedächtig
die Sonne zu Tal.

Armer Rgenwurm!
Asphalt ist nicht die Heimat,
die du verlassen.

Hinter den Wolken
verbirgt sich die Sonne
und ruft nach dem Abend.

Prächtig die Blume.
Ob sie die Biene besucht,
das ist das Problem.

Das magische Licht
mondheller Nacht läßt viele
Menschen nicht schlafen.

Ergriffen stehn wir
stumm im Nebelwald. Ein Reh
schreckt auf und flüchtet.

Fallende Blätter . . .
Einmal im Jahr das große
Totengedenken.

Wo ist das Nest,
das noch gestern ich sah? Hat es
der Sturm zerschlagen?

Rankender Efeu
läßt die Namen der Toten
langsam vergessen.

Drückender Nebel,
ohne Sonne der Tag,
die Hoffnung begraben.

Ich bleibe bei Euch
so lange Ihr an mich denkt,
erst dann bin ich tot.

Unvegeßlich! So
hieß es. Rankender Efeu
löschte den Namen.

Nebel umhüllt dich,
Ich bleibe zurück und seh
dein Winken nicht mehr.

Trüb ist der Himmel,
trübe Gedanken, Lachen
stirbt in der Kehle.

Was sich nicht beugte
brach der Sturm. In der Natur
herrscht kein Erbarmen.

Wehrlosen Toten
ihre Blumen zu stehlen
ist wohl das letzte.

Die toten Blätter
von heute, der werdende
Humus von morgen.

Heimwärts fliegen die
Krähen zum Schlafplatz, rufen den
Abend herbei.

Kleeblatt zu Neujahr,
welch eine Freude bist Du
dem alternden Herz.

Die Kerze erlischt . . .
ein Rauchwölckchen verweht noch
leise im Dunkel.

Zu Eis erstarrt, die
Wälder schweigen, im dichten
Nebel stirbt das Licht.

Das Zweiglein vom Baum,
daheim zum Blühen gebracht,
Bote des Frühlings.

Sie zählt die Blüten
am Stiel und freut sich, sobald
eine sich öffnet.

Du wartest, bis die
letzte Kerze am Christbaum
erlischt und grübelst.

Grollt der Donner im
Winter, hat auch der Himmel
seine Probleme.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Matreier Gespräche - Schriftenreihe der Forschungsgemeinschaft Wilheminenberg

Jahr/Year: 1989

Band/Volume: 1989

Autor(en)/Author(s): Hirschberg Walter

Artikel/Article: Das Agnesbrünnl 29-70